Handbuch von Erzählungen für das Kindesalter vom vierten bis zum siebenten Jahre.

Zum Gebrauch
für Mütter und Kinderfreundinnen.

Eine
Auswahl kleiner Geschichten für kleine Kinder;
aus den
Schriften mehrerer Jugendfreunde.

Getroffen und herausgegeben
von
Jakob Glatz.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1806.
Bei Friedrich August Leo.

Inhalt.

	Seite
1. Das Kätzchen	1.
2. Die Bärenjagd	5.
3. Die Hasenjagd	8.
4. Noch Eine Hasenjagd	12.
5. Amalie und Gustav	15.
6. Lieschen und Gustav	18.
7. Minchen	22.
8. So gehts, wenn man nicht gehorsam ist	24.
9. Trauriges Schicksal zweyer jungen Knaben	28.
10. Der gute Rath	32.
11. Karl ist sehr vergnügt	34.
12. Karl ist sehr betrübt	40.
13. Fritz will Soldat werden	43.
14. Schädliche Spielerei	50.
15. Geschichte von einem Hunde	54.
16. Der gefangene Sperling	57.
17. Adam, der Steinwerfer	63.
18. Der Guckguck	70.
19. Der Mann aus Pohlen	71.
20. Der Mann aus Pohlen speist bey Herrn Lindemann	80.
21. Was der Mann aus Pohlen bey Tische noch alles erzählte	90.
22. Der lügenhafte junge Ochs	98.
23. Ludwig und Lotte	100.
24. Das verlorne Minchen	102.
25. Bruder u. Schwester	106.
26. Franz, der Ungehorss.	107.

	Seite
27. Christinens Betrübniß	111.
28. Der undankbare Sohn	114.
29. Julius bessert sich	116.
30. Der betrübte Julius	119.
31. Meta	121.
32. Man muß das Gute, aber nicht die Thorheiten der Andern nachahmen	126.
33. Die jungen Vögel	129.
34. Der naschh. Rudolph	132.
35. Eduards Pferd	134.
36. Die Peitsche	136.
37. Die ehrliche Magd	138.
38. Bist unverständig in der That: folgst du nicht einem guten Rath	140.
39. Der kranke Heinrich und seine Gespielen	147.
40. Das Lämmchen	150.
41. Die Himbeeren	151.
42. Ferdinand in Lebensgefahr	155.
43. Zum Laufen hilft nicht schnell seyn	157.
44. Halte Kleid und Körper rein; mußt kein schmutz'ger Junge seyn	158.
45. Die Täubchen	170.
46. Anton und Philipp	173.
47. Das Möpschen	176.
48. Der muntre Fritz	181.
49. Der unglückliche Wurf	187.
50. Hunger ist die beste Würze	191.
51. Der Tiger	195.
52. Vaillants Pantherjagd	197.
53. Ein ungeheurer Fisch	201.
54. Meister Hauser in Todesgefahr	203.
55. Meister Hauser unter den Wilden	206.
56. Die Elephantenjagd	209.
57. Eine Leopardenjagd	213.
58. Eine Hyänenjagd	215.
59. Der Abzug	219.

1.

Das Kätzchen.

Augustine bat ihre Mutter um ein Kätzchen: „Ach! ein Kätzchen, Mutter, muß ich haben," sagte sie, „es sind gar zu niedliche Thierchen."

Die Mutter erhielt von einer ihrer Freundinnen ein junges Kätzchen für ihre Augustine. Da war nun große Freude über das kleine Thier. „Ey, ey," sagte Augustine, „das ist ein allerliebstes Kätzchen! Sieh doch die schönen dunklen Streifen über den Rücken, und das Schnurbärtchen, und die glatten Pfötchen! Und wie hübsch sie schnurren kann, wenn ich sie streichle!"

Augustine streichelte das Kätzchen; sie fütterte es mit Milch und Semmel, oder mit guter Suppe; sie hatte

eine große Sorge, daß es dem Thiere nicht an Fressen und Saufen, und an einem weichen Bettchen zum Lager fehlen möchte.

Wenn Augustine nach dem Milchnapfe nur griff, so war das Kätzchen hurtig da, und miaute, und lief Augustinen auf allen Schritten nach, bis es sein Futter empfangen hatte. „Sieh," sagte Augustine, „wie gut mich mein Kätzchen kennt!"

Wenn Augustine in der Stube auf und ab ging, so lief ihr das Kätzchen öfters nach, hielt sie hinten beim Rocke, oder duckte sich auf den Boden nieder, und lag ganz ruhig, und sprang dann auf einmal auf, und faßte den Rock. „O du kleiner Narr," rief Augustine dann, „willst du schon gar mit mir spielen?" Das Mädchen nahm alsdann die Katze auf, streichelte sie, schlug sie einigemal sanft auf den Kopf, und, „du, du, du," sagte sie dann, „mußt mir ja nicht den Rock entzwei reißen!"

Wenn der ehrliche Wachtmann, der Hund, in der Stube war, und sich an den Ofen hin ausstreckte, so kam leise das Kätzchen geschlichen, sprang hurtig auf ihn, und neckte den Hund so lange, bis er anfing zu spielen.

Die Katze sprang dann auf den Stuhl, und wieder herunter; sie biß, sie krallte den Hund, sie sprang über ihn weg; und der Hund knurrte ganz leise, schlug mit seinen Pfoten nach der Katze, faßte sie beim Nacken, oder wälzte sie unter sich. Das war für Augustinen eine große Herrlichkeit. „Seht doch nur meine allerliebste Katze,“ rief sie, „wie sie mit dem Hunde spielt! Nein! es gibt doch kein hübscheres Thier!“

Aber die allerliebste Katze wurde größer. Jetzt war sie nun überall im Hause und im Garten bekannt, und wußte alle Schliche, um in den Keller, in die Speisekammer, in die Küche, auf die Böden und in die Kammern zu kommen. Ueberall stiftete die Katze Unheil an. Bald hatte sie einen Milchtopf umgestoßen, bald eine Schüssel oder einen Tiegel zerbrochen, bald ein Stück Fleisch benagt, und auf der Erde umhergeschleppt, bald ein Stück Kuchen aus dem Körbchen geholt, und bald der Mutter eine Bratwurst vom Feuer weggestohlen. „O das ist ja ein garstiges Thier, die Katze,“ sagte jetzt Augustine.

Augustine hörte die Katze oben auf dem Saale murren. Was muß denn die Katze haben? dachte sie, und ging hinauf. Die Katze hatte ein armes Mäuschen ge-

fangen, mit welchem sie grausam umging. Sie biß das Thier ins Genicke, aber nicht sehr, ließ es dann einige Schritte weit laufen, sprang nach, und hieb es mit ihren Krallen, daß das arme Thier vor Schmerz und Angst schrie. Jetzt war das Mäuschen dicht neben einem Mäuseloch und wollte eben hineinschlüpfen. Augustine freuete sich schon darüber, aber in dem Augenblicke sprang die Katze zu, und gab ihm einen neuen Hieb. „Willst du gleich das arme Thier gehen lassen," rief Augustine zornig, und wollte die Katze verjagen: aber diese nahm murrend das Mäuschen ins Maul, und sprang mit ihm davon.

„O du garstiges Thier," rief ihr Augustine nach, „wie kannst du so grausam martern!"

Auf dem Hofe saß Augustine und strickte. Einige Schritte von ihr scharrte eine Glucke ihren Küchlein die Erde auf, und lockte die Kleinen, wenn sie ein Würmchen oder ein kleines Saamenkorn gefunden hatte. Nicht weit davon hatte sich die Katze platt auf den Bauch hingelegt. Augustine bemerkte sie kaum; denn sie hatte sie nicht mehr lieb. So eben lockte die Glucke ihre Kleinen, und alle standen dicht beysammen, und wollten der Mutter

das Körnchen aus dem Schnabel nehmen. Da sprang die Katze schnell zu, ergriff ein Hühnchen, und war in einigen Sätzen davon.

„Mutter," schrie ängstlich Augustine, „jetzt hat die böse Katze ein Hühnchen erwürgt! o das häßliche Thier; wie hab ich ihm nur gut seyn können!"

„Siehst du! Augustine, wie man sich irren kann," antwortete ihr die Mutter. „Anfangs war dir kein Thier lieber, als das Kätzchen, jetzt ist keins garstiger. Aber, setzte die Mutter hinzu, wenn die Katze das Hühnerfressen nicht läßt, so muß sie fort."

Löhr.

2.

Die Bärenjagd.

In einer gebirgigen Gegend gab es ziemlich viele Bäre. Zwey Bauern dieser Gegend, Hans und Kilian, verabredeten sich, auf die Bärenjagd zu gehen.

Jeder nahm mit sich eine Flinte, einen Hirschfänger, Pulver und Bley.

Als Hans und Kilian einen halben Tag lang im Walde herumgegangen waren, und noch keinen Bären finden konnten, sagte Kilian: wir wollen nach Hause gehen, Hans! heute wird uns wohl kein Brummer begegnen.

Indem sie so sprachen, sprang ein Reh auf; Hans zielte mit seiner Flinte, drückte los, und das Reh fiel todt darnieder.

Hans und Kilian eilten zu dem geschossenen Thiere, und betrachteten es. Aber in diesem Augenblicke kam ein Bär daher gerannt.

Die Bauern erschraken, als sie das zottige Thier erblickten.

Kilian, rief Hans, meine Flinte ist abgeschossen, schieße mit der deinigen auf den Bären.

Kilian zielte und drückte los. Die Kugel traf den Bären, aber weder ins Herz, noch in den Kopf. Sie ging in den Unterleib.

Das Blut floß aus der Wunde. Der Bär gerieth in Wuth, riß mit einer Vorderpfote Gras und Moos aus, und verstopfte die Wunde.

Zornig rannte er nun auf Kilian und Hans los. Beyde waren in großer Angst, und glaubten, daß sie nun um ihr Leben kommen würden.

Als der Bär ihnen schon sehr nahe gekommen war, kletterte Hans schnell auf einen Baum, Kilian aber warf sich auf den Boden, und hielt den Athem an sich. Der Bär kam zu ihm, beroch ihn, und wendete ihn mit seinen Tatzen mehrmals um. Kilian hielt immer den Athem an sich, und that so, als sey er todt. Der Bär glaubte dies, und verfolgte nun den armen Hans, der auf den Baum gekrochen war.

Das Thier kletterte ihm mit viel Leichtigkeit nach. Hans fing an zu schreyen, aber daran kehrte sich der Bär nicht im geringsten. Schon war er Hansen so nahe, daß er die Tatze nach ihm streckte und ihn ergreifen wollte. Jetzt fiel Hansen der Hirschfänger ein. Er zog ihn aus der Scheide, stieß denselben in des Bären Brust, und das in Wuth gerathene Thier stürzte vom Baume hinunter.

Als dies Kilian sah, sprang er auf, versetzte dem halb todten Bären mit der Flintenkolbe einen Schlag auf den empfindlichen Kopf, und tödtete ihn vollends.

Jetzt stieg Hans vom Baume, und freute sich mit Kilian über ihre Errettung vom Tode und über das Thier, das sie erlegt hatten. Es wurde auf einem Karren nach dem Dorfe geschleppt, in welchem Hans und Kilian wohnten. Jung und Alt strömten herbey, um den Petz zu sehen.

Gtz.

3.

Die Hasenjagd.

Herr Tamerlan galt für einen großen Jäger. Der kleine Philipp hatte Herrn Tamerlan sehr lieb, und wenn derselbe etwas schoß, kam der kleine Mann immer zu ihm, und besah das geschossene Thier.

Einmal besuchte Philipp Herrn Tamerlan mit seinem Vater. Herr Tamerlan, sprach Philipp, wie schießest du denn die Hasen?

Tamerlan. Mit der Flinte, mein kleiner Mann!

Philipp. Das weiß ich; aber wie stellst du es an, daß sie dir so nahe kommen, daß du auf sie schießen und sie treffen kannst?

Tamerlan. Am besten wirst du dies einsehen, wenn du mich einmal auf die Hasenjagd begleitest.

Philipp. (freudig.) O lieber Herr Tamerlan, willst du mich mitnehmen? willst du das?

Tamerlan. Das will ich wohl thun, aber ob es auch dein Vater erlaubt, daß du mitgehest?

Philipp. O das erlaubt mir mein guter Vater gewiß! nicht wahr, lieber Vater?

Vater. Wenn Herr Tamerlan die Gefälligkeit haben und dich mitnehmen will, so habe ich nichts dagegen.

Philipp. Schön! herrlich! nun will ich doch einmal sehen, wie Hasen geschossen werden, das war schon längst mein Wunsch!

Als ein Tag und dann noch einer verflossen war, ließ Herr Tamerlan den kleinen Philipp zur Hasenjagd einladen. Freudig eilte das kleine Männchen zum Jäger.

Es war ein kalter Wintertag, aber Philipp machte sich daraus nichts. Tamerlan hängte eine Jägertasche

um, in welcher Pulver und Schrot war, warf eine Flinte auf den Rücken, nahm vier Jagdhunde mit, und ging mit Philipp in den nahen Wald.

Als sie eine Strecke von der Stadt entfernt waren, ließ Tamerlan die Hunde los. Sie streckten ihre Köpfe nach dem Boden und rochen. Sieh, kleiner Mann, sprach Herr Tamerlan, jetzt untersuchen die Hunde mit der Nase, ob sie nicht auf die Spur eines Hasen kommen können.

Es währte nicht lange, so fingen die Hunde an davon zu laufen, und bald darauf zu heulen.

Was hat das zu bedeuten? fragte Philipp.

Die Hunde sind einem Hasen auf der Spur, antwortete Tamerlan, und nahm die Flinte von dem Rücken. Jetzt müssen wir Acht geben, vielleicht treiben die Hunde mir den Hasen zu, dann will ich auf ihn schießen.

Philipp war voll froher Erwartung. Jeden Augenblick glaubte er, der Hase müsse schon kommen. Aber es kam weder Hund noch Hase.

Das Geheul der Hunde wurde immer schwächer, bis man es nicht mehr hören konnte.

Jetzt nahm Herr Tamerlan sein Jagdhorn zur Hand und blies. Ich sehe schon, sprach er, die Hunde sind nicht im Stande, mir den Hasen zuzujagen, sie verlaufen sich, ich muß sie daher zurückrufen.

Er stieß noch mehrmals in das Horn, bis endlich die Hunde wieder zum Vorschein kamen.

Nun erreichte man den Wald. Die Hunde liefen abermals davon und heulten. Bald kamen sie zurück und trieben einen Hasen vor sich her. Einer der Hunde war ihm so nahe, daß er ihn fast erhaschte. Aber der Hase hielt auf einmal still, drückte sich in den Boden, und der Hund sprang über ihn weg. Den andern Hunden entkam er durch Seitensprünge. Doch alles dies half nichts. Er kam Herrn Tamerlan nahe. Dieser legte die Flinte an seine rechte Wange, und drückte los. Der Hase machte einen Purzelbaum, und lag todt auf dem Boden.

Tamerlan und Philipp sprangen hinzu, und hoben das Thier auf. Philipp betrachtete es lange, worauf es Tamerlan in seine Jägertasche that. Nach einer Stunde wurde auf diese Weise noch Ein Hase geschossen. Hierauf kehrte man nach Hause zurück.

Den Tag darauf wurde einer von den geschossenen Hasen gebraten, und Philipp mit seinem Vater zu Gaste geladen.

Gz.

4.

Noch Eine Hasenjagd.

Als der Winter vorüber war, und Philipp eines Tages Herrn Tamerlan besuchte, sprach dieser zu ihm: hast du Lust, mit mir wieder auf die Hasenjagd zu gehen?

Die größte Lust, antwortete Philipp.

Tamerlan. Nun so bitte deinen Vater, daß er dir erlaube, mich heute auf den Anstand zu begleiten.

Philipp. Was heißt das, Anstand? Ist das ein Berg oder ein Wald?

Tamerlan. Weder ein Berg, noch ein Wald. Heute Abend will ich dir die Sache erklären. Jetzt geh

nach Hause, und frage den Vater, ob er es erlaubt, daß du mit mir auf den Anstand gehest.

Philipp sprang nach Hause. Als die Sonne bald untergehen wollte, kam er zu Herrn Tamerlan, der eben eine Flinte umhängte.

Du kommst eben recht, sprach Tamerlan, jetzt laß uns auf den Anstand gehen.

Sie gingen fort. In der Nähe der Stadt lag ein ziemlich großer Laubwald, umgeben von Getraideäckern. Auf einigen dieser Aecker stand schon grüne Saat.

Philipp, sprach jetzt Herr Tamerlan, hier bey diesen Aeckern bleiben wir, stellen uns unter diesen Baum, und geben Acht, ob vielleicht ein Hase kommt. Dies nennt man: auf dem Anstand stehen. Die Hasen schlafen am Tage gewöhnlich, und verlassen meistens nur am Abend ihr Lager, um Nahrung zu suchen. Grüne Saat fressen sie sehr gerne. Fängt es an zu dämmern, so besuchen sie am liebsten die Saat- und Krautfelder.

Die Sonne ging unter; es erfolgte Dämmerung. Jetzt laß uns mäuschenstill seyn, sprach Herr Tamerlan.

Philipp trauete sich kaum Athem zu holen.

Nach einer Viertelstunde erblickten beyde einen Hasen, der aus dem Laubwalde kam, und auf einen nahen Saatacker lief, doch Tamerlan konnte nicht auf ihn schießen.

Nach einigen Augenblicken kam ein anderer Hase. Dieser spatzierte gerade nach dem Acker zu, an welchem Tamerlan und Philipp standen.

Tamerlan ließ das Thier ziemlich nahe kommen, schoß dann seine Flinte los, und streckte den Hasen zu Boden.

Philipp frohlockte, sprang davon, und brachte das geschossene Thier Herrn Tamerlan. Mehrere Schrotkörner waren demselben in den Kopf gegangen.

Jetzt wollen wir nach Hause gehen, sprach Tamerlan, denn es wird finster, und durch den Knall der Flinte sind gewiß alle Hasen, die in der Nähe sich aufhalten, abgeschreckt worden, hieher zu kommen.

Tamerlan und Philipp gingen nach Hause.

Gtz.

5.

Amalie und Gustav.

Mürrisch saß der kleine Gustav vor seiner Hausthüre und sahe zur Erde nieder. Der große Türke, des Nachbars Hund, hatte ihm ein Stück Kuchen weggenommen, welches er eben verzehren wollte, und darüber grollte er nun.

„Denke nicht mehr an den Kuchen, lieber Gustav!" sagte seine Schwester Amalie zu ihm, „du bekommst ihn doch nicht wieder! Komm, wir wollen spielen!"

„Ich mag nicht spielen," antwortete ihr Gustav sehr verdrießlich, „spiele du alleine."

„Gustav, lache einmal mit mir," sagte nach einem Weilchen Amalie, die ihren Bruder so gerne wieder aufgeräumt machen wollte.

„Dummes Mädchen, so laß mich doch, ich will ja mit dir nichts zu thun haben!" antwortete Gustav murrend. Amalie wurde nicht verdrießlich darüber, daß Gustav schimpfte; sie sann hin und sann her, wie sie ihren Gustav aufheitern wollte, aber es fiel ihr nichts ein.

„Willst du ein schönes Vogelnest sehen?" fragte sie ihn nach einigen Augenblicken; aber Gustav antwortete ihr gar nicht.

„Was fang ich doch nur an," dachte sie, „um Gustav vergnügt zu machen?"

Amalie ging ins Haus, und holte Gustavs Trommel, und trommelte im Hofe herum. Hurtig kam Gustav in den Hof, „laß meine Trommel!" rief er ärgerlich; „die Trommel ist mein;" aber Amalie hörte nicht darauf.

Gustav wollte ihr die Trommel abnehmen, aber Amalie entlief ihm; sie lief in den Garten.

„Gieb mir meine Trommel wieder," rief Gustav immer fort, indem er ihr nachlief. „Ja," antwortete Amalie, „wenn du freundlich seyn, wenn du mein Vogelnest sehen, wenn du mit mir spielen willst."

Gustav

Gustav verfolgte Amalien. Eben, wenn er glaubte, jetzt sey er ihr ganz nahe, und wollte ihr die Trommel abnehmen, entsprang sie ihm, schäckernd und lachend.

Gustav vergaß unter dem Nachsetzen seinen Verdruß immer mehr; und wie Amalie sich endlich ums Gartenhaus mit ihm herumjagte, da fing er an zu lachen. Husch war nun Amalie ins Gartenhaus hinein, ohne daß es Gustav bemerkt hatte.

Nach dem Gustav noch einmal ums Gartenhaus gelaufen war, so wurde er wohl gewahr, daß Amalie nicht mehr laufe. „Wo bist du denn, Malchen?" rief er freundlich.

„Tererum, tererum!" gings im Gartenhause.

„Aha!" sprach Gustav, „bist du ins Gartenhaus hinein gehuscht? wart, nun sollst du mir nicht entkommen."

Gustav ging ins Gartenhaus. „Nun gib mirs Trommelchen, liebes Malchen," sagte er. Amalie reichte ihm mit der einen Hand die Trommel, und wenn er zugreifen wollte, so kitzelte sie ihn mit der andern. Da fing Gustav nun an, recht herzlich zu lachen, und Amalie lachte mit ihm!

„Siehst du,“ sagte Amalie jetzt, „daß ich dich wieder lustig gemacht habe? Willst du nun mein Vogelnest sehen?“

Gustav ließ sich das Vogelnest nun gern zeigen, und beyde Kinder spielten alsdann sehr vergnügt im Garten.

Löhr.

6.

Lieschen und Gustav.

„Steh auf, Lieschen! steh auf!“ — rief Frau Tischbein ihrem Töchterchen zu, die noch im Bette lag und schlief.

Die Kleine erwachte; sie dehnte sich noch ein Paarmal, sie rieb sich die Augen noch einige mal, und schlug sie auf.

„Ei, was ist das, was seh ich denn da?“ sagte Lieschen verwundernd, wie sie die Augen aufgeschlagen hatte. „Wo kommt denn das her? Wem soll es denn?“

Lieschen sahe an ihrem Bette ein kleines rothes Tischchen stehen, wie sie es sich schon oft gewünscht hatte; und auf dem Tische stand ein Rosenstöckchen in einem gelben Blumentopfe, mit drei schönen noch nicht aufgeblühten Rosen und vielen Knospen.

Die Kleine freuete sich. Gewiß, dachte sie, soll das mir gehören. Aber ich wollte doch gern Gewißheit haben.

Lieschen zog sich hurtig an, und ging zu ihren Eltern. „Mütterchen," sagte sie, „wie kommt denn das Tischchen in meine Kammer, und das Rosenstöckchen drauf? Soll denn das wohl meine seyn?"

„Ich glaube wohl," antwortete lächelnd die Mutter, „denn mir gehört es nicht, und dem Vater auch nicht."

„Aber wer hat mirs denn hingesetzt?" fragte Lieschen weiter.

Lieschen sollte rathen. Sie sah den Vater an, sie sah die Mutter an, ob sie es ihnen etwa aus den Augen lesen könnte. Aber sie errieth es nicht. Jetzt sah sie auch ihren Bruder Gustav an.

„Gustavchen, Gustavchen!" sagte Lieschen, „du siehst mir so schelmisch aus, und du bist mir immer so gut! Ich meine, du bist es!"

Gustav konnte seine Freude nicht verbergen; Gustav war es gewesen. Der gute Junge hatte alle sein Spargeld daran gewandt, um seinem Lieschen diese Freude zu machen. Er wußte, daß sie sich schon lange ein kleines Tischchen gewünscht hatte, und daß sie die Rosen sehr liebte.

Lieschen fiel dem guten Gustav um den Hals, sie küßte ihn, sie drückte ihn; „o du bist mein guter Gustav," sagte Lieschen.

Nach einigen Wochen saßen beyde Kinder vor der Thüre ihres Hauses. Der Schäfer trieb eben die Schafe mit ihren jungen Lämmern nach Hause. Ein kleiner Hammel ging dicht neben den Kindern vorbey, blieb bey Gustav stehen, und beroch ihn.

Gustav streichelte das Thier. „Sieh," sagte er zu Lieschen, „das ist zahm, das möchte ich haben! Das sollte mir überall nachlaufen, und mit meinen Kaninchen würde es sich wohl im Stalle vertragen." Lieschen merkte sich das. Sie hatte seit dieser Zeit beständig mit der Mutter heimlich zu reden. „Was muß denn Lieschen

nur immer mit der Mutter zu flüstern haben?" dachte Gustav. Er fragte Lieschen, er fragte die Mutter — aber er brachte nichts heraus. Er wollte es von dem Vater erfahren, der konnte es ihm eben so wenig sagen.

Einige Tage darauf ging Gustav und Lieschen in den Hof, um zu spielen. Bä, bä, schrie es auf einmal.

„Tausend," sagte Gustav, „wo ist denn das? das ist wohl gar in meinem Stalle?"

Gustav machte seinen Stall auf. Der kleine Hammel, der ihn neulich vor der Thüre so gefallen hatte, sprang ihm entgegen; er hatte ein rothes Bändchen um den Hals, und ein Glöckchen am Bändchen.

„Ei Lieschen," rief Gustav, „das Hammelchen hast du mir gekauft! — Ei, nun merk ichs — darum hast du immer mit der Mutter so heimlich geflüstert!"

Lieschen und Gustav waren beyde gleich froh. Bald war der kleine Hammel mit ihnen bekannt, und wo er konnte, folgte er ihnen nach.

Lieschen und Gustav hatten sich immer sehr lieb gehabt, aber es war ihnen, als ob sie sich immer lieber hätten, je mehr sie einander Freude machten. Wie beyde

schon längst erwachsen waren, da dachten sie noch oft an die Zeit zurück, wo sie Kinder waren, und sich so liebten, und freuten sich noch jetzt darüber.

Löhr.

7.

Minchen.

Ludwig hatte in dem Garten seines Vaters ein Kirschbäumchen voll schöner Kirschen. Ein Gärtner hatte ihm das geschenkt und gepflanzt, und jetzt trug es seine ersten Früchte; es waren Maikirschen, die ersten im Jahre.

Minchen, Ludwigs jüngste Schwester, sahe die Kirschen, und hätte gern einige davon gehabt. Sie schmeichelte sich an ihrem Bruder an, sie nahm ihn bey der Hand und sah ihn freundlich an. „Lieber Ludwig,“ sagte sie, „du hast schöne Kirschen! Giebst du mir wohl ein Paar?“

„Ja, liebes Minchen," sagte Ludwig, „diesen ganzen Zweig will ich dir schenken; alle Kirschen, die darauf sind, sollen dein seyn; aber jetzt sind sie noch nicht reif!"

Minchen wurde böse. „Du giebst sie mir nur nicht gerne, du bist mir nicht gut;" antwortete sie, entzog Ludwigen ihre Hand, und ging davon.

Nach einigen Tagen waren die Kirschen völlig reif. Ludwig pflückte von dem Zweige, den er Minchen geschenkt hatte, zwei Mandel reife Kirschen ab, und legte sie in ein Körbchen, und darüber und darunter legte er grüne breite Weinblätter.

„Da bring ich dir etwas," sagte er zu Minchen, die in der Stube war, und gab ihr das Körbchen. Minchen nahm die Weinblätter ab; sie sahe die schwarzen Kirschen, sie wurde ein wenig roth, und freuete sich doch.

Nach zwei Tagen brachte ihr Ludwig wieder Kirschen, noch schöner und größer, als die vorigen; denn die Kirschen waren nun noch reifer geworden. „Ach, Ludwig," sagte die Kleine jetzt, „du bist mir doch gut!"

„Siehst du wohl," antwortete Ludwig, „daß du mir Unrecht gethan hast. Du meintest, ich gäbe dir die

Kirschen nicht gerne; aber damals waren sie noch roth, und würden dir schlecht geschmeckt haben. Jetzt weißt du selbst, wie schön sie nun schmecken!"

„Ich will dir kein Unrecht wieder thun," antwortete Minchen, „du hast mich lieb!"

Minchen that ihrem Bruder kein Unrecht wieder. Wenn er ihr etwas versagte, was sie gerne von ihm gehabt hätte, so dachte sie an die Kirschen.

Löhr.

8.

So gehts, wenn man nicht gehorsam ist!

Julchen war schon über fünf Jahr alt, und hatte noch nicht einmal gelernt, gehorsam zu seyn. Könnt ihr's glauben, Kinder?

Eines Tages wollte ihre Mutter aufs Land reisen, und Julchen sollte unterdeß zu Hause bleiben. Warum? weil man sich auf ihre Folgsamkeit noch nicht verlassen konnte, und weil die Mutter an dem fremden Orte nicht Zeit hatte, Acht auf sie zu geben.

Die Mutter wollte aber bey dieser Gelegenheit erfahren, ob sie ihr Töchterchen wohl ein andermal mitnehmen dürfte. Deswegen stellte sie es auf die Probe.

„Hör', Julchen," sagte sie; hier laß ich dir ein Kästchen zurück, und da hast du den Schlüssel dazu.

Julchen. Was soll ich damit, liebe Mutter?

Mutter. Du sollst das Kästchen hier auf dem Tische stehen lassen, und es nicht eher eröffnen, bis deine Hofmeisterin kommt, um es aufzuschließen. Verstehst du, Kleine?

Julchen. O ja, liebe Mutter; ich soll das Kästchen nicht aufschließen, bis meine Hofmeisterin kommt.

Mutter. Wirst du denn das auch halten?

Julchen. O ja, liebe Mutter!

Mutter. Nun, wenn du folgsam bist, so sollst du auch ein paar schöne Täubchen haben, die du dir so lange schon gewünscht hast.

Julchen. O je! o je! das soll einmal eine Freude seyn! Aber was ist denn da in der gläsernen Flasche, die dabey steht?

Mutter. Schöne süße Schafmilch; die sollst du diesen Mittag zu Erdbeeren essen.

Julchen. (hüpfend.) O das ist herrlich!

Die Mutter küßte sie hierauf und fuhr fort.

Nun war Julchen sehr begierig zu wissen, was doch in dem Kästchen seyn möchte, aber die Hofmeisterin konnte noch nicht kommen.

Sie wartete wohl eine Viertelstunde, und wußte sich vor Ungeduld nicht zu lassen; aber die Hofmeisterin blieb aus.

Sie lief aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Küche, auf den Flur; aber da war keine Hofmeisterin zu sehen und zu hören.

Sie kam zurück in die Stube; besah, befühlte, beroch das Kästchen; aber das half alles nichts. Sie konnte nicht erforschen, was darin wäre.

Endlich riß ihr die Geduld; sie vergaß das Verbot der Mutter, steckte den Schlüssel hinein, drehete, der Deckel sprang auf und —

Hur! flogen ein paar bunte allerliebste Tauben heraus.

Hurtig wollte Julchen sie fangen, um sie wieder einzusperren; aber sie flatterten umher; warfen die Flasche mit der Schafmilch um, und husch! da waren sie zum offenen Fenster hinaus.

Und was hat nun Julchen von ihrem Ungehorsam?

Die schönen Tauben waren fort; die süße Schafmilch lag auf der Erde; für Julchen gabs diesen ganzen Tag nichts als Brot und Wasser, und da ihre Mutter die Geschichte hörte, sah sie wohl ein, daß sie ihr leichtsinniges Töchterlein in langer Zeit noch nicht mit aufs Land nehmen könnte.

So gehts, ihr Kinderchen, wenn man nicht gehorsam ist!

Campe.

9.

Trauriges Schicksal zweyer jungen Knaben.

Zu Paris in Frankreich lebte ein Kaufmann, der kürzlich noch zwey Söhne hatte.

Der älteste war ungefähr sieben, der jüngste erst sechs Jahre alt.

Beyde wurden von ihren Eltern auf das zärtlichste geliebt.

Ihr Vater, der Kaufmann, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde thun.

Er pflegte alsdann ein Paar geladene Pistolen mit sich zu führen.

Wenn er zurückkam, schoß er dieselben gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit niemand sich oder Andern Schaden damit thun möchte.

Dem ungeachtet hatte er seinen Söhnen ein- vor allemal verboten, sowohl diese Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr, in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wissen, und sich oder andere leicht verletzen können.

Ueberhaupt gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen seyn würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spaßen, weil daraus schon oft großes Unglück entstanden wäre.

Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück; aber weil er in Kurzem wieder aufs neue abzureisen gedachte, so hatte er diesmal die Pistolen nicht losgeschossen.

Er legte sie in seine Kammer.

Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein- vor allemal verboten.

Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beyden Knaben) in eben dieser Kammer.

Die Pistolen lagen auf dem Tische.

Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm und ihm die andere reichte.

Du! antwortete Christian, weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren?

Wohl wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind; denn der Vater sagte ja neulich, daß er sie immer erst abschieße, ehe er zu Hause kommt.

Und verderben werden wir ja auch nichts daran: sieh nur, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß, — und so zog er den Hahn an beyden Pistolen auf.

Vater wird wohl nur gemeint haben, daß wir keine geladene Pistolen anfassen sollen. —

Nun stelle dich dahin, und gib Acht, wie ich kommandire; wenn ich Feuer! rufe: so mußt du abdrücken.

So standen beyde gegen einander über, und Wilhelm kommandirte:

Achtung! — Präsentirt das Gewehr! — Legt an! — Feuer! —

Mit diesen Worten drückten beyde los, und beyde fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute.

Auf den Knall der beyden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbey gerannt, und o Himmel! welch ein Anblick!

Ohnmächtig sank sie bey ihren Kindern nieder, die in demselben Augenblicke den letzten Athemzug thaten

Da sie von dem herbey gelaufenen Gesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren ihre Söhne schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bey seiner Zuhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

Campe.

10.

Der gute Rath.

Karl war ein muntrer Knabe. Gern sprang er auf Wiesen und Bergen herum. Alles, was er fand, sah er von allen Seiten an, und ließ sich davon von verständigen Personen erzählen. Auf diese Weise wurde Karl verständig. In seinem sechsten Jahre wußte er schon viel.

Aber bey all' seinem Verstande hatte Karl doch einen großen Fehler an sich; er war eigensinnig, das heißt: er wollte, daß es immer nach seinem Kopfe gehe, und hörte nicht auf die Vorstellungen anderer Menschen.

Eines Tages stand er im Garten. Es war bald Mittag. Die Sonne stand fast gerade über seinem Kopfe. Karl sah nach ihr. Er wurde geblendet, und mußte die Augenlieder zuschließen. Aber bald darauf guckte er wieder starr in die Sonne.

Ein Nachbar sah es, wie Karl in die helle Sonne blickte. Ey, mein lieber Karl, du thust nicht wohl! rief der Nachbar, daß du in die Sonne guckst.

Warum thue ich nicht wohl? fragte Karl.

Das will ich dir sagen, antwortete der Nachbar. Wenn der Mensch in die helle Sonne blickt, so werden seine Augen durch das starke Licht derselben angegriffen, und daraus entstehen oft große Uebel.

Was sind denn das für Uebel? fragte Karl.

Man empfindet, antwortete der Nachbar, große Schmerzen in den Augen, kann nicht mehr so gut sehen, als sonst, und oft wird man sogar blind.

Karl hörte den Nachbar aufmerksam an, glaubte aber nicht seinen Worten. Ich werde gewiß nicht gleich blind werden, wenn ich in die Sonne sehe, dachte Karl bey sich, sprang davon, und vergaß die Ermahnung des Nachbars. Er guckte immerfort in die Sonne. Am Ende wurde er wirklich blind.

Gß.

11.

Karl ist sehr vergnügt.

Christian kam vom Felde gesprungen; er war sehr vergnügt und man konnte ihm die Freude im Gesichte lesen. In seiner rechten Hand trug er ein Säckchen, worin etwas war, was ihm die große Freude machte.

Als er zu Nachbars Haus kam, klopfte er an das Fenster und fragte: Ist Karl wohl zu Haus?

In einem Hut war Karl vor der Thüre. Was giebt es, Christian? sprach Karl zum kleinen Nachbar.

Da zog Christian hinter dem Rücken das Säckchen hervor, lächelte froh und sagte: Rath einmal, lieber Karl.

Karl. Gewiß hast du ein Nest von einer wilden Ente gefunden, und die Eyer mit dir genommen.

Christian. Verfehlt. Ich stehle nie den Vögeln ihre Eyer. Auch legen sie jetzt keine Eyer mehr.

Karl. Hast du ein Kästchen Geld gefunden?

Christian. Hahaha! Karl! wo geräthst du hin!

Christian schüttelte ein wenig das Säckchen, und es bewegte sich etwas darin.

Aha! nun weiß ichs! rief der frohe Karl. Nicht wahr, du hast gefischt mit deiner neuen Angel? O zeige mir, hast du wohl viel gefangen? —

Christian. Hahaha! hahaha! Du könntest wohl bis morgen früh um vier Uhr rathen. Ich will es dir nur sagen. In meinem kleinen Sack sind keine Eyer, keine Fische und auch kein Geld; es sind darin Vögel.

Karl. Vögel? lieber Christian, Vögel?

Christian. Ja, ja! es ist nicht Spaß, es ist mein voller, es ist mein vollster Ernst.

Karl. O allerliebst! doch sag', was sinds für Vögel?

Christian. Sie rufen: Pickperick! Pickperick! Pickperick!

Karl. Sie rufen: Pickperick? —

Christian. Hahaha!

Karl. Sie rufen Pickperick? — Nun weiß ichs; ach! lieber Christian! nicht wahr, nicht wahr, es sind — Wachteln?

Christian. Getroffen, Karl! getroffen!

Da klatschte Karl in die Hände und fragte Christianen, woher er die Pickpericks bekommen hätte. Da erzählte Christian folgendes:

Ich ging vor ein Paar Stunden mit meinem Vater auf das Feld. Da sah ich, wie man die Gerste in kleine Bündel bindet. Ein solches Bündel nennt man eine Garbe. Die Garben legt man dann auf einen Haufen. Ein Haufen hat funfzehn Garben und heißt eine Mandel. Wie ich den Garbenbinder so zusah, siehe da! so kommt dir der Amtmann, Herr Haun. Vor ihm lief sein Wachtelhund. Du kennst ihn doch?

Karl. Er ist schneeweiß, und hat einen kurzen, abgehauenen Schwanz, wie alle Wachtelhunde, und heißt Diana, nicht wahr?

Christian. Ja, ja! der ists. Diana lief also voraus, und Herr Haun trug in der Hand ein Vogelnetz, welches an einer langen Stange angebunden war. Neben ihm ging sein Bedienter. Als sie auf die Aecker gekom-

men waren, wo die Gerste schon abgemähet, aber noch nicht in Garben gebunden war, da streckte Diana seinen Kopf zur Erde, und roch und schlich ganz sachte herum. Auf einmal stand Diana still, wedelte mit dem Stückchen Schwanze, der ihn übrig geblieben war, legte sich auf die Erde hin, und blieb ganz still; kein Glied bewegte er. Das ist ein Zeichen, daß nicht weit davon eine Wachtel ist. Herr Haun nahm mit seinem Bedienten das Vogelnetz, und bedeckte damit den Hund und ein Stück vom Acker. Und siehe da! unter dem Netze flatterten vier Wachteln. O Karl! wärst du doch da gewesen! gesprungen wärst du vor Freude. Die Wachteln wurden gefangen und in ein Säckchen gesteckt. Herr Haun hatte deren wohl schon acht, als er auf unsern Acker kam und sie uns zeigte.

Karl. O wär' ich doch dabey gewesen!

Christian. Herr Haun sagte zu uns: Ich fange die Wachteln für gute Freunde, die die Vögel lieben. Alle Jahre suche ich deren zehn zu bekommen. Fange ich mehrere, so lasse ich die übrigen fliegen, denn die Vögel lieben gar sehr die Freyheit, und es wäre Sünde, sie ihnen unnöthiger Weise zu rauben.

Karl. Ach! das ist ein guter Mann, der Herr Haun!

Christian. Mir gefielen die Wachteln ungemein. Als dies Herr Haun bemerkte, sagte er zu mir: Nicht wahr, Christian! du möchtest gern eine davon haben? Ich sah zur Erde nieder und sprach ganz leise: ja! — Da zog der gute Mann drey Wachteln aus dem Sack, und that sie in ein kleineres Säckchen und sprach: Hier hast du drey, statt einer. Du wirst ein Paar gute Freunde haben, diesen kannst du zwey davon schenken. Ich bedankte mich und nahm das Säckchen.

Karl. O wie lieb hab' ich den guten Herrn Amtmann Haun! Wenn ich nur bald die lieben Thierchen sehen könnte!

Christian. Herr Haun sagte, ich sollte zwey davon an gute Freunde verschenken. Dich, lieber Karl! hab' ich ja am liebsten. Du bist mein bester Freund, komm gleich mit mir in unser Haus, da kannst du dir die schönste Wachtel wählen. Ich schenke sie dir.

Da klatschte Karl in die Hände und sagte: du bist mein lieber Christian! Drauf sprang er hin zu seinem

Vater und sprach: Erlaube mir es, Vater, daß ich jetzt zum Nachbar gehe; gleich bin ich wieder da.

Der Vater sagte: geh hin.

Ach! was war das für eine Freude, als Karl die Wachteln erblickte! Sie waren alle drey recht munter. Er wählte sich die eine, welche um den Hals einen weißen Ring hatte. Danke, Christian, danke! rief Karl und lief nach Haus, und zeigte sein Geschenk dem Vater, der Mutter und seinen zwey Schwestern, Fränzchen nnd Lottchen. Alle hatten ihre Freude darüber.

Karl ließ sich einen großen Vogelbauer machen, und that seine lüstige Wachtel hinein. Im folgenden Jahre fing sie an zu schlagen: Pickperick! Pickperick! Pickperick! das freute Karln sehr. Er fütterte die Wachtel gut, mit allerhand Sämereyen und Getreide, und gab ihr den Namen Pickperick.

Wenn Karl des Morgens erwachte, so hörte er seine liebe Pickperick schlagen, und sprang hurtig aus dem Bette und setzte ihr Futter und frisches Wasser vor.

Wenn man Karln fragte: Welche von deinen Sachen hast du am liebsten? so antwortete er: Konrad Kiefers Lesebüchlein und meine Pickperick. Gz.

12.

Karl ist sehr betrübt.

Eines Morgens kam Christian zu Karln. Da sah er ihn in einen Winkel. Er weinte laut: hu! hu! hu! hu!

Was fehlt dir, lieber Karl? fragte Christian.

Karl. Hu hu! hu hu! hu hu!

Christian. O sag' es mir, was fehlt dir Karl?

Karl wandte sich um, trocknete sein Gesicht, nahm Christianen bey der Hand und führte ihn in die Kammer, zu dem Vogelbauer! Ach! sieh, sprach er, die Wachtel, die du mir geschenkt hast, die liebe Pickperick ist todt! ist todt! hu! huhu!

Christian. Du armer Karl! was ist dem lieben Thierchen wohl begegnet?

Karl. Mein Vater sagt, ich hätte sie zu stark gefüttert. Schon seit einigen Tagen schlug sie nicht mehr

ihr Pickperick. Auch war sie gestern nicht mehr so munter wie vorher. Heute früh erwachte ich und guckte in den Vogelbauer. Da saß sie in einem Winkelchen ganz eingezogen, und hatte wenig Leben mehr. Jetzt ist sie völlig todt.

Christian. Die arme Pickperick!

Karl war über den Tod seiner Wachtel untröstlich, denn er hatte sie gar zu lieb.

Christian sagte zu Karln: Sey ruhig, Karl! hin ist hin! das Weinen hilft zu nichts. Adjeu, lieber Karl! adjeu!

Karl war nun allein in der Kammer. Betrübt sah er die Wachtel an, und seine Augen wurden wieder naß. Fränzchen, die sanfte, gute Schwester, kam und tröstete den Bruder; auch Lottchen und der Vater mit der Mutter thaten dies. Doch Karl war nicht zu trösten.

Es dauerte nicht lange, und Christian war wieder da. Er rief den betrübten Karl bey Seite. Lieber Karl, sagte er, du hast die Wachteln lieb, viel lieber als ich. Deine Pickperick ist todt. Nimm hin, ich schenke dir meine Wachtel. Und nun zog Christian hinter dem Rücken die Wachtel hervor, die noch recht munter war.

Karl wurde durch Christians Gefälligkeit stark gerührt. Nein! sagte er, nein! lieber Christian, ich will dich nicht um deinen schönen Vogel bringen. Behalte ihn.

Doch Christian ruhte nicht eher, bis Karl seine Wachtel angenommen hatte, welche Tamine hieß.

Nun hatte Karl statt der Pickperick eine Tamine. Sie machte ihm viel Freude; denn sie war munter, und schlug so gut wie Pickperick.

Karl grub in dem Obstgarten seines Vaters unter einem Birnbaume eine kleine Grube. Er nahm darauf eine kleine Schachtel, und legte die Wachtel hinein. Dann ging er mit seinen Schwestern und mit seinem Freunde Christian und vergrub sie. Auf ihr Grab setzte er ein kleines Täfelchen, auf welchem die Inschrift stand:

Hier, in einer kleinen Schachtel,
Liegt begraben eine Wachtel,
Ach! es war ein liebes Thier!
Christian, der bracht' sie mir,
Sie war munter, fett und dick,
Schlug des Morgens: Pickperick!

Doch — o weh! — vor wenig Tagen,
Hört' die Wachtel auf zu schlagen.
Denn ihr Magen war verdorben.
Heute früh ist sie gestorben.
Sie kommt nie zu mir zurück,
Meine liebe Pickperick!

Gz.

13.

Fritz will Soldat werden.

Der kleine Fritz, eines Kaufmanns Sohn, hatte noch nie Soldaten gesehen. Einmal kamen sehr viele Soldaten in die Stadt, wo er wohnte.

Das war eine Freude für Fritz. Die Soldaten marschirten sehr ordentlich, zwey und zwey, in die Stadt. Vor ihnen gingen viele Tambours, welche Trommeln

trugen und sie gewaltig schlugen. Das rasselte und rauschte stark. Wann die Trommeln still schwiegen, so fingen die Pfeifer an, auf ihren Pfeifen zu blasen. Das ließ sich sehr gut hören. So wie die Trommler trommelten, die Pfeifer pfiffen, so marschirten die Soldaten. Es war eine Lust, sie anzusehen.

Alle Soldaten marschirten auf den Platz in der Stadt, wo Fritzens Vater wohnte. Vor seinem Hause stellten sich die Soldaten in drey Reihen. Ein Herr auf einem Pferde ritt um die Reihen herum, mit bloßem Säbel. Dann rief er sehr laut: richt euch! und die Soldaten standen Mann an Mann in schönster Ordnung.

Drauf rief der Herr auf dem Pferde: exercirt! präsentirt das Gewehr! schultert das Gewehr! und die Soldaten machten alles mit den Flinten nach, was ein großer Soldat, der außer dem Gliede stand, mit der seinigen machte. Diesen Soldaten hieß man Flügelmann, doch hatte er keine Flügel.

Fritz sah dies alles an. Das Herz hüpfte ihm vor Freude, und er lief zu seinem Vater hin und sagte: Vater! bin ich nur groß, so werd' ich ein Soldat.

Der Vater lächelte und sprach: Nur wachse erst groß, mein Kind.

Fritz ging vor die Thür, und rief seine Kameraden zusammen, und sagte mit vieler Freude zu ihnen: Bin ich groß, so werd' ich ein Soldat. Und Karl, Adolph, Bernhard, Franz und Zacharias riefen, ein jeder: Ich auch! ich auch!

Fritz sprang auch zur Mutter und zu den Schwestern hin und sagte ihnen, was er werden wollte, wann er nur erst groß wäre.

Die Soldaten wurden an die Einwohner der Stadt vertheilt, die mußten sie in ihren Häusern aufnehmen. Zu Fritzens Vater kam der Herr, der auf dem Pferde herumgeritten war, und gerufen hatte: richt euch! exercirt! präsentirt das Gewehr! schultert das Gewehr!

Dieser Herr hatte eine schöne Kleidung und viel Gold darauf. Er sah sehr ernsthaft aus, und als er in die Stube trat, wo Fritz mit seinem Vater war, warf er sich hin aufs Kanapee und sagte: Ich bin sehr müde, ich muß etwas ausruhen.

Wie heißt dieser Herr Soldat? fragte Fritz seinem Vater ganz leise.

Der Vater antwortete: Er ist der Herr über die Soldaten, der ihnen befiehlt, wohin sie marschiren und

was sie thun sollen, und der sie straft, wenn sie sich nicht gut aufführen. Was er befiehlt, das muß geschehen, sonst setzt es Hiebe oder gar noch etwas ärgeres. Man heißt ihn General.

Fritz sagte: Gieb acht! gieb acht! ich werde einmal auch ein solcher Herr Soldat. Bin ich nur groß, du sollst schon sehen! da steht vor dir nicht mehr der kleine Fritz, sondern Friedrich, der General.

Der General, der dieses alles gehört hatte, lächelte und rief den kleinen Fritz zu sich. Du kleiner Mann, sagte er zu ihm, hast also große Lust ein General zu werden!

Gar große Lust, versetzte Fritz. Bin ich nur einmal groß, dann ruf ich auch: Richt euch! schultert das Gewehr! und reite auch auf einem Gaul herum. Doch sag' einmal, Herr General, wo gehst du hin mit den Soldaten?

General. Wir gehen in den Krieg.

Fritz. Was ist das für ein Ding, der Krieg? Ists eine Stadt?

General. Keine Stadt, mein Kind! es ist dir gar ein böses Ding, der Krieg.

Fritz. Noch immer versteh ichs nicht.

General. Ich will dirs sagen. Wenn der Herr von einem Lande mit dem Herrn von einem andern Lande nicht gut Freund ist, so läßt der eine und der andre Herr viele Soldaten zusammenkommen, daß sie gegen den Feind marschieren. Sind sie nicht mehr weit von einander, so laden sie die Flinten und thun Kugeln von Bley hinein, und nun gehts Piff! Paff! Puff! und mancher brave Soldat bekommt eine Kugel vor den Kopf, und fällt dann todt zur Erde nieder.

Fritz. Au! au!

General. Wann die Soldaten sich noch näher kommen, dann ziehen sie den Säbel, und nun gehts: schwipp! schwapp! schwupp! da liegen dir die Menschenköpfe, gleich wie die Kürbisse in eurem Garten.

Fritz. O! o! was haben sich denn die Soldaten gethan?

General. Nichts, gar nichts.

Fritz. Und hauen sich doch todt?

General. Und hauen sich doch todt.

Fritz. Pfui! pfui!

General. Und wenn die feindlichen Soldaten sehr weit, oder in einer Stadt sind, so werden die Kanonen geladen. Sie haben gewaltig große Löcher; man führt sie auf Wagen, denn sie sind schwer. In jede Kanone thut man eine Kugel, die oft so dick ist, wie der dicke Kopf des dicksten Mannes. Man brennt dann die Kanone los. Sie thut einen gewaltigen Kracher, und alles, was die Kugel berührt, stürzt nieder.

Fritz. Au! au!

General. Auch hat man noch andre böse Dinger. Sie sind rund und hohl und wie ein großer Mannskopf dick. Man füllt sie mit Pulver, und schickt sie in die Stadt, wo sie mit einem großen Knall zerplatzen und alles niederreißen, was sie berühren. Die bösen Dinger heißt man Bomben.

Fritz. Ach! ach! Herr General!

General. Das sollst du einmal sehn —

Fritz. Hu hu!

General. Die Kugeln sumsen den Soldaten um die Ohren, gleich wie Mücken in dem Sommer.

Fritz. Und dieses heißt man Krieg?

General. Das heißt man Krieg, mein Kind.

Fritz.

Fritz. Ach! das ist gar ein böses, böses, böses Ding. Warst du auch schon im Kriege, Herr General?

General. Schon oft, mein Sohn. Gar viele hundert Kugeln pfiffen mir ums Ohr.

Fritz. Und du hast doch noch deinen Kopf?

General. Wie du siehst.

Fritz. Huhu! das mag ein schönes Pfeifen seyn!

General. Wirsts einmal schon erfahren. Denn bist du groß, so wirst du ja Soldat.

Fritz. Nein! nein! Herr General! nun mag ichs nimmer werden. Dank' schön, dank' schön dafür!

Fritz sprang davon, und suchte seinen Vater auf und sagte: nein, Vater, nein, ich werde kein Soldat! Dies sagt' er auch der Mutter und den Schwestern und dem ganzen Hause.

Fritz ging auch endlich vor die Thür, und rief seine Kameraden zusammen; und sagte zu ihnen: Ich werde nun nicht mehr Soldat; denn ich müßt' dann in den Krieg, und das ist euch ein böses, böses Ding. Drauf erzählte er, was er vom General gehört, und sagte noch einmal: Ich werde kein Soldat!

Ich auch nicht! ich auch nicht! riefen Karl, Adolph, Bernhard, Franz und Zacharias.

Gz.

14.

Schädliche Spielerei.

Friederike hatte die Unart, oft mit Feuer zu spielen. Sie nahm ein Stück Papier und zündete es an, und ließ es verbrennen. Sie freuete sich dann, wenn das Papier ausglimmte, und die kleinen Funken wie Sternchen aussahen, und auf dem schwarz gebrannten Papier hin und her zu laufen schienen. Sie suchte in der Küche dünne und lange Holzspänchen, und zündete sie an. Das sollte dann ihre Fackel vorstellen, oder ihr Talglicht. Sie schwenkte auch wohl den brennenden Span im Kreise herum, und vergnügte sich an dem feurigen Ring, welchen das machte.

Der Vater warnte, die Mutter bat. „Liebe Friederike,“ sagten sie, du kannst dich und uns alle einmal sehr unglücklich machen, mit diesem Spiel. Wenn ein einziger Funken an einen Ort fällt, wo er zünden kann, so kann unser Haus und die ganze Stadt verbrennen. Sieh, wie viele Leute dann unglücklich wären. Das würde eine Noth seyn, wenn ihre Kleider, ihre Betten und alles ihr Geräthe verbrennte. Wo sollten sie nun wohnen? wo sollten sie schlafen? wo sollten die armen kleinen Kinder hin? Du könntest ja in deinem Leben keinem von allen den Leuten ins Gesicht sehen; du hättest sie ja unglücklich gemacht. Und wenn nun gar Menschen mit verbrennten, kleine Kinder, oder alte Greise, die sich selbst nicht mehr retten könnten, und in der Angst von den andern vergessen würden, da würdest du ja in deinem Leben nicht wieder froh werden. Wenn das aber auch nicht geschieht, so kannst du dir ja leicht selbst großen Schaden zufügen.“

Friederike vergaß sehr bald die Ermahnungen der Eltern, das Spiel mit Feuer war ihr gar zu angenehm. Die Eltern gaben zwar genau auf die Tochter Acht, damit kein Unglück entstehen sollte, aber sie konnten ja das

Mädchen nicht immer hüten. — Was sie immer gefürchtet hatten, geschahe.

Friederike fand in der Küche einen langen dünnen Holzsplitter, an welchem noch viel Harz saß. „Ey,“ sagte sie hüpfend, „der muß prächtig brennen!“

Zu ihrem Unglücke waren auf dem Heerde nur einige glühende Kohlen, die sich nicht wieder zur hellen Flamme anblasen ließen. Friederike nahm einen Faden Schwefel, zündete ihn bey den Kohlen an, um dann den Holzsplitter damit anzubrennen. Sie verstand nicht mit dem Schwefel umzugehen, und verbrannte den Finger.

In der Angst schleuderte sie den brennenden Schwefelfaden weg, und hielt den schmerzenden Finger mit der andern Hand.

Auf einmal merkte sie Rauch und eine ungewöhnliche Wärme im Gesichte, und mit Entsetzen sahe sie, daß ihr cattunener Rock lichterloh brannte.

Das unglückliche Kind! In der Angst wußte es nicht, was es anfangen sollte. „Hülfe! Hülfe! ich verbrenne!“ schrie es. Aber es hörte niemand: denn weil der Rauch ihr in den Hals kam, und weil die Angst ihr die Brust zusammenpreßte, so konnte sie nicht laut schreien.

Mit jedem Augenblicke griff das Feuer weiter um sich, und Friederike fühlte einen entsetzlichen Schmerz an der ganzen einen Seite des Körpers.

Jetzt hörte der Vater das Hin- und Hergehen in der Küche, und das Rufen seiner Tochter, und flog zur Stube hinaus. Er stieß ein Angstgeschrei aus; er legte seine Tochter auf die Erde, und warf sich ganz auf sie hin, damit das Feuer erstickte. Alles im Hause war jetzt herbeygekommen, und goß Wasser über den Vater und die Tochter her, sobald an einem Orte eine Flamme hervorbrechen wollte.

Das Feuer wurde gedämpfet, und Friederike in die Stube geführt. Die Mutter rang die Hände; der Vater sah mit stummer Angst sein unglückliches Kind an, und wollte sie ausziehen, und ins Bett bringen; aber seine Finger zitterten, seine Knie wollten zusammenbrechen, er konnte nicht stehen.

Eine Magd zog Friederiken aus, legte sie ins Bette, und lief dann zum Arzt.

Die ganze linke Seite war sehr verbrannt und voller Blasen. Friederike fühlte einen unsäglichen Schmerz, und konnte nur stöhnen und ächzen. Die armen Eltern! Sie

ächzten und seufzten mit ihrer Tochter, sie gingen nicht von ihrem Bette, wiewohl der Schrecken sie so matt und kraftlos gemacht hatte, daß ihre Glieder fast beständig zitterten.

Erst nach zwey Tagen verlor sich bey Friederiken der heftige Schmerz. Nach sieben Wochen konnte sie wieder ausgehen. Zur Erinnerung blieben die Brandflecken an ihrem Körper über fünf Jahre.

Löhr.

15.

Geschichte von einem Hunde.

Ein vornehmer Herr hatte einen großen verständigen Pudel, der besonders den Kindern im Hause sehr zugethan war, und überall mitlief, wo dieselben hingingen,

besonders war er dazu gewöhnt worden, kleine Kinder wie eine Wärterin zu führen. Dies mußte er denn auch mit dem kleinsten Kinde im Hause thun, welches noch nicht gewiß genug gehen konnte. Er nahm die Laufbänder in die Schnauze, und ging so langsam hinter dem Kinde her, als dasselbe voranging. Sorgfältig nahm er es in Acht, daß es nicht fiel oder Schaden nahm, und paßte darum genau auf alle Tritte und Schritte des Kindes. Aber er führte nicht nur das kleinste Kind des Hauses, sondern er ging auch den etwas erwachsenern Kindern nach, wenn sie die Treppe stiegen, oder sonst etwa an einem Orte waren, wo sie leicht hätten beschädigt werden können, und hielt sie oft, wenn sie fallen wollten.

Dieser Hund hatte sein Nachtlager in seines Herrn Stube auf einer wollenen Decke. Da hatte er schon eine geraume Zeit geschlafen, ohne daß es ihm je einfiel, sich einen andern Ort auszusuchen. Aber an einem Abend legte er sich nicht auf seine Decke, sondern neben das Sopha, auf welchem sein Herr saß. Nun, sagte der, warum legst du dich nicht auf deinen Ort? Der Hund, welcher recht wohl verstand, was sein Herr wollte, legte sich auf die Decke, aber nach einigen Minuten kam er ganz

leise wieder, und legte sich neben das Sopha. So geschahe es mehrere male, daß der Hund seine Decke verließ, und sein Herr ihn immer wieder befahl, sich darauf zu legen. Da zuletzt sein Herr, der nicht errathen konnte, warum der Hund gerade Heute so gerne seine Schlafstelle ändern wollte, ihn etwas heftig anfuhr, und ihm mit Schlägen drohete, wo er nicht auf seiner Stelle bleiben würde, so legte sich das gehorsame Thier zwar wieder auf seine Decke hin, allein nun rutschte er so sachte und unmerklich mit der ganzen Decke weiter, bis er endlich doch wieder neben seinem Herrn bey dem Sopha lag. Nun stellte dieser sich, als ob er es weiter nicht bemerkt hätte, und ließ den Hund ruhig liegen. Wie wunderte er sich, als er am andern Morgen fand, daß über der Stelle, wo der Hund sonst schlief, ein großes Stück von der Stubendecke sich losgerissen hatte und herabgefallen war! Ohne Zweifel waren vorher kleine Stückchen Kalk und Lehm schon losgebröckelt, die außer dem Pudel niemand bemerkt hatte.

Löhr.

16.

Der gefangene Sperling.

Zwey große Weinstöcke standen vor Herrn Ehrfelds Hause. Die Weinstöcke brachten fast in jedem Jahre eine Menge großer, reifer und wohlschmeckender Trauben, von welchen aber Herr Ehrfeld die allerwenigsten zu kosten bekam. Es fanden sich nämlich immer unverschämte Gäste ein; — Sperlinge waren es, die die reifsten Beeren auffraßen, viele, die noch nicht reif waren, anpickten, und weil sie ihnen nicht schmeckten, sitzen ließen; Stroh und Federn zwischen das Laub schleppten, und einen gewaltigen Lärm und Gezwitscher machten.

Einer von den Sperlingen hatte sogar ein Nest zwischen dem Laube des Weinstocks und zwischen der Wand, gemacht, und war von der guten Nahrung ganz fett ge-

worden. Er hatte sein Plätzchen so gut gewählt, daß dicht vor seinem Neste eine große Traube hing, welche er mit seinem Schnabel erreichen konnte.

Herr Ehrfeld hätte das Nest des Sperlings zerstören können, er konnte es mit der Hand bequem erreichen, wenn er das oberste Stubenfenster aufmachte. Aber er hatte eigentlich an dem fetten und dreisten Vogel seinen Wohlgefallen. Ueberdies hatte er sich vorgenommen, ihn lebendig zu fangen. „Es ist der Hauptspitzbube unter allen," sagte Herr Ehrfeld, „er lockt die andern durch sein Zirpen und Zwitschern herbey, und ladet sie ein, an seinem Schmause Theil zu nehmen." Gottlieb und Karl, und Lottchen und Minchen freuten sich schon darauf, den Sperling zu sehen.

An einem trüben Abend, an welchem es stark regnete, setzte sich Herr Ehrfeld einen Käfig zurechte, und machte dann leise, leise das Oberfenster auf, nachdem er allen Kindern befohlen hatte, recht stille zu seyn. Jetzt griff er mit der Hand zum Fenster hinaus, und streckte die Hand langsam immer weiter und weiter aus. „Zirp, zirp," schrie es auf einmal, und alle Kindern fingen an

zu jubeln und zu jauchzen. „Jetzt hat ihn der Vater!“ riefen sie alle, „jetzt hat er ihn!“

Der Vater hatte den Vogel wirklich und steckte ihn in den Käfig. Alle Kinder stellten sich um den Käfig herum, besahen den Vogel so aufmerksam, als ob er ein großes seltenes Wunderthier wäre.

„Ist er gefangen, Herr Spatz?“ sagte Gottlieb.

„Ey, warum zwitschert er denn nicht?“ rief Karl.

„Willst du nicht etwa Weinbeerchen haben?“ fragte ihn schelmisch das kleine Minchen.

Der arme Sperling saß indessen ganz still und ängstlich da. Er wußte nicht, wie ihm geschehen war. Die Lichter in der Stube, die Kinder um ihn her, ihr Lärmen, ihr Jauchzen und Hüpfen, alles verwirrte das kleine Geschöpf.

„Na,“ sagte nach einer kleinen Weile Herr Ehrfeld, „jetzt wollen wir den Gefangenen in eine dunkle Kammer stellen, und morgen Gericht über ihn halten! Damit er aber doch nicht hungern darf, will ich ihm zu fressen und zu saufen geben.“

Herr Ehrfeld füllte ihm das Freßkästchen und das Trinknäpfchen, und stellte den Vogel weg.

„Was wird der Vater doch mit dem Gefangenen machen?“ fragten am andern Morgen die Kinder untereinander.

„Er wird ihn doch nicht todt machen?“ sagte Minchen. „Wie kannst du das glauben, kleiner Narr,“ antwortete Lottchen; „der einzige Sperling würde auch viel helfen.“

„Und der Vater thut das auch niemals;“ setzte der Karl hinzu.

Der Vater kam eben, indem die Kinder noch darüber sprachen, was mit dem Vogel werden sollte, von seiner Stube herunter.

„Sollen wir den Gefangenen holen?“ schrieen ihm die Kinder entgegen. „Holt ihn!“ antwortete der Vater, und alle liefen fort, und brachten den Sperling.

Der Vater stellte den Sperling auf einen Tisch.

„Nun, Herr Spatz!“ fing der Vater an, „jetzt hätten wir ihn denn endlich. Wie unverschämt hat er sich immer aufgeführt. Da half kein Rufen, kein Scheuchen und Klopfen am Fenster, er fraß immer drauf los, und bat auch noch die andern Diebe zu Gaste, und macht obendrein mit ihnen einen greulichen Specktakel. Womit

kann er sich entschuldigen? — Nicht? er kann sich nicht entschuldigen? Nun sieht er, so wollen wir ihm denn die diebische Kehle mit einem Faden zusammenschnüren und ihn den andern Spitzbuben zum Exempel vor dem Fenster aufhengen."

„Ach Vater!" riefen bittend die Kinder, „das wirst du doch nicht thun!"

„Nun," fuhr der Vater fort, „weil er so feist ist, so können wir ihn auch rupfen und braten; es wird einen ganz erträglichen Bissen geben!"

„O nein! Vater, o nein," sagten die Kinder, „todt machen mußt du das arme Thier gar nicht."

„Warum nicht?" fragte der Vater.

„O, es versteht es ja nicht besser," sagte Karl.

„Das arme Thier will ja auch leben," setzte Gottlieb hinzu.

„Die andern Sperlinge würden darum nicht wegbleiben, wenn du ihn auch todt machtest," sprach Lottchen.

„Und sieh auch nur, wie angst ihm gewesen seyn muß," sagte Minchen; „der arme Sperling hat ja kein Körnchen von seinem Futter angerührt!"

„Nun gut," fuhr der Vater fort zum Sperling zu reden: „weil du denn so ein armer Lump bist, der es nicht besser versteht, und nicht anders leben kannst, und schon so viele Angst ausgestanden hast, so soll dir das Leben geschenkt seyn. Aber Strafe muß seyn; was sollen wir mit dir machen?"

„Nimm eine Scheere," sagte Lottchen, „verstutze ihm die Flügel, und laß ihn in der Stube umherlaufen."

„Das müßte ich verbitten," fing die Mutter an, die bisher ruhig und lächelnd zugehört hatte, ohne sich in das Gespräch zu mischen, „das müßte ich verbitten; euer Sperling würde alles beschmutzen."

„Und dann," setzte der Vater hinzu, „habt ihr wohl nicht an Hinzen gedacht. Der würde ihn mit seinen Krallen schön zurichten."

„Ach, das ist wahr," sagten die Kinder, „da wäre dem Sperling wenig dadurch geholfen, daß wir ihm das Leben ließen, wenn ihn der Kater auffräße. — Nein, laß ihn lieber ganz fliegen."

„Aber soll er uns denn alle Weinbeeren fressen?" fragte der Vater.

Die Kinder wußten auch da Rath. Wir haben ein großes Netz auf dem Boden, sagten sie, das wollen wir über die Weinstöcke ziehen, dann kann kein Sperling weiter zu. Sollen wir ihn fliegen lassen, Vater?

Der Vater, der mit dem Aufhengen und Braten des Sperlings ohnehin nur gescherzt hatte, erlaubte es ihnen.

„Aber hier zum Fenster wollen wir ihn nicht wieder hinaus fliegen lassen," sagten die Kinder, „er säße uns sonst gleich wieder in den Weintrauben."

Die Kinder trugen den Vogel bis ans äußerste Ende des Gartens. Hier öffneten sie den Käfig. Tschitsch! tschitsch! rief der Sperling, und flog schnell davon.

Löhr.

17.

Adam, der Steinwerfer.

Adam! Adam! sagte Herr Frühling zu dem kleinen Sohne seines Nachbars, Adam! gieb Acht! gieb Acht!

Adam drehte dem Nachbar den Rücken zu und lachte.

Aber so gehts, wenn man einmal eine böse Gewohnheit angenommen hat. Kommt jemand, und will sie uns abgewöhnen, so kehren wir ihm den Rücken, oder lachen wohl gar, wenn wir schon so schlimm sind, wie Adam. Ach! die bösen Gewohnheiten. —

Adam war ein leichtsinniger Mensch, der nicht überlegte, was er that. Man nannte ihn daher hie und da den kleinen Windbeutel. Aber er triebs danach.

Adam hatte sich das Werfen mit Steinen stark angewöhnt. Ueberall, wo er hinkam, und einen Stein liegen sah, ergriff er den Stein, und warf ihn um sich, ohne sich vorher umzusehen, ob nicht jemand in der Nähe sey, den der Stein treffen könnte. Der unbesonnene Mensch! —

Das meinte Herr Frühling, als er zu Adam sagte: gieb Acht! gieb Acht!

Schon einige mal hatte Frühling seinem kleinen Nachbar wegen des Werfens Vorstellungen gemacht. Adam! sagte er, Adam! denk' nur, was du thust. Du wirfst überall hin, auch wohin du nicht siehst. Es gehen so viele Menschen auf und ab; es legen sich so viele in die

Gebüsche, in die du so oft wirfst, Adam! wenn du einmal einem ein Loch in den Kopf schlügst, oder ein Auge auswürfest! Adam! bedenke das. Das wäre für deine Eltern ein Herzeleid, und du würdest auch tüchtig bestraft.

Aber, wer kann mir denn das Werfen verbieten? Es ist doch gut, wenn ich mich darin übe. So sprach Adam.

Lieber kleiner Nachbar! versetzte drauf Herr Frühling, übe du dich immer im Werfen, aber nur nicht da, wo Menschen gehen. Suche dir ein Plätzchen aus, wo niemand hinkommt, da mache dir ein Ziel von Papier, oder stelle dir einen alten Topf hin, und danach wirf, so lange du willst. Das wird dir kein Mensch verbieten. Aber wenn du hier wirfst, so ist niemand seines Lebens sicher.

Die Vorstellungen des Herrn Frühling waren recht gut gemeint, allein Adam ließ sie zu einem Ohre hinein, zum andern hinaus.

Eines Tages ging Adams Vater mit der Mutter spazzieren. Adam blieb zu Hause. Es war zu einer Zeit, wo die Bäume mit Kirschen behangen waren. Auf den Bäumen fanden sich oft ungebetene Gäste ein. Es kamen

oft Sperlinge herauf geflogen, und das sind gefährliche Kirschdiebe.

Adam hütete die Bäume vor diesen Dieben. Der Vater selbst hatte ihm dieses Amt aufgetragen. Was that Adam? Er sammelte sich einen Hut voll Kieselsteine, und sobald sich ein Spatz blicken ließ, warf er mit einem Steine nach ihm. Es fehlte nicht viel, so hätte er eines von des Nachbars Kindern getroffen.

Dies sah Herr Frühling. Er sprang aus seiner Stube und sagte: Schon wieder wirfst du, Adam! du leichtsinniger Mensch! bald hättest du mein Kind getroffen! Adam! ich sage dir, du bekommst von mir derbe Wixe, wenn du das Werfen nicht bey Seite lässest.

Da wurde Adam bös und rief: Herr Frühling! Sie haben mir nichts zu befehlen. Mein Vater hat es mir selbst aufgetragen, die Sperlinge zu verjagen.

Zu werfen? das hat dein Vater dir gewiß nicht erlaubt; denn dein Vater ist ein verständiger und braver Mann, sagte der Nachbar.

Was Adam sprach, war recht unverständig gesprochen. Wenn uns jemand zum Guten ermahnt, müssen wir ihm

folgen, er sey, wer er wolle. Es ist albern, wenn wir sagen: was hat uns der zu befehlen!! —

Kaum war Herr Frühling fortgegangen, so schlich sich Adam hinter das Haus, wo er ihn nicht sehen konnte. Er nahm einen Kieselstein, der so groß war, wie ein kleines Hühnerey; damit warf er auf einen Baum. Der Stein sauste durch den Baum. Da hörte Adam auf einmal einen Schrey. Er erschrak, machte die Thür zum Hofe auf, und schlich sich ganz still in den Hof, und dann in seine Stube.

Er war keine drey Minuten in seiner Stube, da kam sein Vater außer Athem herbey gelaufen, und sagte nichts mehr, als ach! ach! Er nahm eine Flasche, worin Essig war, einen weißen Lappen und ein Stück Bindfaden, und lief davon, so schnell, als er gekommen war.

Adams Herz schlug gewaltig. Er zitterte am ganzen Leibe; denn er hatte ein böses Gewissen.

In einigen Minuten öffnete sich die Stubenthür, da blickte Adam hin, und fiel vor Schrecken beynahe zu Boden. Ach! man brachte seine gute Mutter getragen. Ihr Kopf war verbunden. Ihr Gesicht und ihre Kleider wa-

ren voll Blut. Sie sah blaß wie der Tod aus, und bewegte sich nicht, denn sie war in Ohnmacht gefallen.

Adam stürzte zu den Füßen seines Vaters, umfaßte seine Knie, weinte bitterlich, und sagte: Vergebung! Vater, Vergebung!

Wie? sagte der Vater mit zorniger Stimme, wie, hast du, loses Kind, geworfen?

Adam weinte, und bat in einem fort um Vergebung.

Du warst es also, rief der Vater noch zorniger, der geworfen hat? drauf nahm er ihn bey dem Arm, und zog ihn zur Thüre. Fort mit dir, du Mörder deiner Mutter, fort! fort! daß dich mein Auge nicht mehr sieht! Adam wurde zur Thüre hinausgestoßen.

Adam jammerte und heulte und rief: ich unbesonnener Mensch, hätt' ich doch Herrn Frühlings Rathe gefolgt! Nimmer! nimmermehr will ich so thöricht handeln!

Doch dies alles kam zu spät. Am besten ists, man sucht den Fehler zu vermeiden, dann darf man ihn nicht bereuen.

Adam lief zu Herrn Frühling, der schon alles wußte, was vorgefallen war, und der Mutter seines kleinen Nachbars auch den Kopf verbinden half. Herr Frühling sagte zu

Adam: du kannst hier bleiben, bis dein Vater dir wieder gut wird.

Adams Mutter war lange krank. Man glaubte sie würde sterben. Allein sie starb nicht. Aber große Kopfschmerzen mußte sie leiden. Das Loch im Kopfe heilte in zwey Wochen zu, und sie konnte dann das Bett verlassen und herumgehen.

Da kam Adam, fiel vor ihr auf die Knie, weinte und sagte: Mutter, Vergebung! Vergebung!

Die Mutter weinte auch, hob ihren Sohn auf und sprach mit schwacher Stimme: Adam, es sey dir verziehen, aber sey in Zukunft besser. Das versprach Adam, und küßte der Mutter die Hand und benetzte sie mit Thränen. Der Vater kam dazu, weinte mit, und vergab seinem Sohne, der noch einmal versprach, in Zukunft besser zu seyn.

Gtz.

18.

Der Guckguck.

Um den Guckguck versammelten sich einmal viele Vögel, und legten ihm eine kitzliche Frage vor. Herr Guckguck! sagte die Lerche, warum beliebt es Ihnen, immer Ihren eigenen Namen zu rufen?

Der Guckguck erröthete, und wußte nicht, was er antworten sollte. Ich rufe ihn darum, stotterte er endlich, weil er mir gar lieblich klingt.

Alle Vögel steckten ihre Schnäbel unter die Flügel, und verbargen so das Lachen. Die lustige Bachstelze aber sprach ganz laut: „Ich weiß wohl, warum unser Herr Bruder so unbescheiden ist, und immer nur seinen werthen Namen ausruft;

„Er will sich an uns allen rächen,
„Und spricht von sich, weil wir nicht von ihm sprechen.“

Die ganze Versammlung nickte mit den Köpfen Beyfall zu. Giebt es wohl nicht auch unter den Knaben hie und da einen, welcher gerne seinen werthen Namen ausruft?

Gz.

19.

Der Mann aus Pohlen.

Schnell, wie der Wind, sprang Ludwig in den Garten seines Vaters, und verlor vor lauter Freude und Eile seinen grünen Strohhut.

Komm schnell herbey, Vater! aber recht hurtig! rief Ludwig seinem Vater zu, der im Garten einige reife Mohnköpfe abschnitt, und sie in ein Tuch that, das er um seine Lenden gebunden hatte.

Was giebts? fragte Herr Lindemann seinen kleinen Sohn. Aber Ludwig konnte vor Freude nur wenige Worte vorbringen. Komm! komm! rief er, nur schnell, lieber Vater, sonst sehen wir nichts.

Herr Lindemann lächelte und sagte: So sage mir doch wenigstens ganz kurz, warum ich aus dem Garten kommen soll?

Ach! rief Ludwig und rieb die Hände, da kommt dir ein Mann, und hinter ihm kommen Thiere, die ich nicht kenne, und der Mann hat unter dem Arm ein Ding, das ich dir nicht nennen kann, und wenn er dem Arm bewegt, da gehts duldeldeidum! dudeldeidum! komm, komm, Vater! —

Herr Lindemann ging aus dem Garten. Ludwig sprang voran und sang: duldeldeidum! duldeldeidum! —

Man kam vor das Haus. Eine Menge Menschen waren herbeygelaufen, und es war ein so großes Gedränge, daß man nichts sehen, sondern bloß das Dudeldeidum hören konnte. Aber endlich bekam Herr Lindemann doch einen guten Platz, wo er alles übersehen konnte. Er nahm den kleinen Ludwig auf den Arm, und dieser freute sich gar sehr über das Schauspiel, das er nun erblickte.

Ein Mann aus Pohlen ließ zwey Bären, einen Affen und ein Paar artige Hunde tanzen, und machte ihnen Musik dazu mit einem Instrumente, welches man Dudelsack nennt. Das sah allerliebst aus. Der eine Bär war schon alt, und hieß Martinko; der andere war noch jung, und hieß Michalko.

Martinko sah braun aus, und machte ein saures Gesicht. Er war an einer Kette, mit welcher er oft gewaltig rasselte. Sein Herr rief: Tanz, Martinko! Sogleich stand er auf den zwey zottigen Hinterbeinen, und machte allerhand drollige Bewegungen. Er ging auf zwey Füßen in einem Kreise herum, und hüpfte von einer Seite auf die andere, freylich nicht so zierlich, wie mancher von euch, ihr kleinen Leser.

Martinko! rief dann sein Herr, nimm hin den Stock. Der zottige Brummer nahm den dicken Stock mit den zwey Vorderbeinen, drohte damit den Zuschauern, und focht wie der Soldat mit dem Säbel.

Verstehst du auch Liebkosungen, Martinko? fragte ihn der Mann aus Pohlen.

Martinko nickte mit dem Kopfe.

Nun so zeig' es uns einmal, sagte sein Herr.

Darauf breitete der Bär seine Vorderbeine aus, wie wir unsre Arme ausbreiten, wann wir einen guten Freund entgegen gehen. Damit wars aber noch nicht geschehen. Martinko ging nun mit ausgebreiteten Armen zu denjenigen, die ihm am nächsten waren, und wollte sie umhalsen.

Alle schrieen und liefen davon.

Martinko stand nun da, sah seinen Herrn an, und verwunderte sich über die Flucht der Zuschauer.

Der Mann aus Pohlen lachte und sagte: Martinko! Martinko! man liebt deine Liebkosungen nicht sehr. Er rief dann die entlaufenen Zuschauer wieder zurück, und versicherte sie, sie sollten von den breitschultrigen Tänzer nicht umhalst werden. Sie kamen alle wieder. Nun hieß es: mache dein Komplimet, Martinko! Da verneigte sich Martinko, und stand nun wieder da, wie zuvor, auf vier Beinen.

Jetzt kam die Reihe an den jungen Michalko. Auch er war an einer Kette; doch war sie nicht so dick. Michalko, rief der pohlnische Bärenführer, laß sehen, was du kannst! tanze eine Menuet. Da tanzte Michalko. Es nahm sich so possierlich aus, daß alle laut auflachen mußten.

Als die Menuet ausgetanzt war, sagte der Mann aus Pohlen: Michalko! kannst du wohl einen Burzelbaum setzen? versuchs einmal.

Michalko machte hierauf einen Burzelbaum, und alle Zuschauer riefen: schön, Michalko! schön!

Hierauf tanzten auch die Hunde, und machten allerley artige Kunststücke, worüber sich besonders der kleine Ludwig sehr freute, da er ein großer Freund von Hunden war.

Den größten Spaß machte den Zuschauern der Affe. Das war gar ein possierliches Thier. Er hieß Kickericki, hatte kurze Arme und keinen Schwanz, einen länglichten Kopf und beynahe so ein Gesicht, wie der Mensch.

Kickericki hatte ein rothes Jäckchen an, ein grünes Mützchen auf dem Kopfe und ein blaues Halsband, woran eine Schelle hing. Mit den zwey Hunden konnte er sich nicht gut vertragen, gerade so, wie mancher unzufriedne Knabe sich mit seinen Kameraden nicht vertragen kann. Die Hunde bellten den lustigen Kickericki allezeit an, und dieser neckte sie immer. Wenn sie sich nicht umsahen, kam der schlaue Kickericki, faßte sie mit seinen Händen

Händen an dem Schwanz oder am Ohre, und tummelte sie herum, oder er sprang über sie pfeilschnell hinüber.

Kickericki saß meistens auf dem Rücken der zwey Bären, die ihn alles machen ließen, was er wollte. Bald sprang er auf Michalko, bald auf Martinko, und lief auf ihrem Rücken herum. Sie waren daran schon gewöhnt; nur hatte er die Unart, sich mit ihnen zuweilen ein Späßchen zu machen, und sie an den Ohren zu zupfen. Darüber wurden sie immer böse, fingen an zu murren, mit der Kette zu rasseln, und warfen den Spaßmacher wohl auch manchmal herunter. Er nahm dann gewöhnlich Reißaus, aber bald kam er wieder, streichelte die Bären und kroch von neuem auf ihren Rücken.

Kickericki machte den Zuschauern viel zu lachen. Er tanzte einen pohlnischen Tanz, kletterte auf eine Stange, die von dem alten Martinko gehalten wurde, setzte Burzelbäume, trank ein Glas Branntwein aus, und visitirte seinem Herrn die Taschen. Allein er fand nichts darin. Darüber wurde er unwillig; er machte ein böses Gesicht, bewegte seine Lippen schnell hin und her, und klapperte gewaltig mit den Zähnen. Dies ist die Gewohnheit der Affen, und den Affen läßt man es wohl hingehen, aber

wenn Kinder, die Verstand haben, sich eben so betragen, was soll man dazu sagen? —

Als Kickericki durch seine possierlichen Sprünge die Zuschauer belustigte, stand er plötzlich still, sah in die Luft, fing von neuem an mit den Zähnen zu klappern, bewegte die Lippen hin und her, und gebehrdete sich so ängstlich, wie manche furchtsame Kinder bey einem Donnerwetter.

Auf einmal fing Kickericki zu schreyen an: Ji! Aa! Ji! Aa! Ji! Aa! chi! cha! und lief mit eingezogenem Kopfe zu seinem Herrn, der über den Auftritt herzlich lachte und zu dem bestürzten Rothjäckler sagte: pfui! schäme dich, Kickerickchen! er fliegt fort, und thut dir nichts.

„Wer fliegt fort?“ fragte der kleine Ludwig.

Sieh nur in die Höh', lieber Kleiner, sagte der Mann aus Pohlen.

Ludwig und die übrigen Zuschauer sahen in die Höh', und erblickten einen Steinadler.

Der Adler ist an der Angst des Affen Schuld, sagte hierauf der Mann. Vor nichts fürchten sich die Affen so sehr als vor großen Raubvögeln; erblicken sie einen, so

wird es ihnen angst und bang, sie schreyen und verzerren das Gesicht, und verstecken sich in einem Winkel, wo sie so lange bleiben, bis der Raubvogel vorüber geflogen ist.

Kickericki wurde ruhiger und machte noch allerhand lustige Sprünge. Unter andern kam er auch zu dem kleinen Ludwig, und steckte eine Hand in seine Tasche. Er hatte gerade einen schönen rothen Apfel darin. Kickericki stahl ihn, und freute sich sehr über seine Beute.

Zuletzt befahl der Mann aus Pohlen, Martinko sollte von den Zuschauern Abschied nehmen. Er gab ihm einen zinnernen Teller in die Vordertatzen, und Martinko ging nun mit demselben im Zirkel herum, reichte jedem den Teller dar, und wann ein Stück Geld darauf geworfen wurde, machte er immer einen Knicks.

Einer von den Zuschauern legte auf den Teller ein Paar Birnen. Kaum hatte dies Kickericki bemerkt, so sprang er hin, kroch auf Martinko's Rücken, und stahl die Birnen vom Teller. Es fiel auch alles Geld auf die Erde.

Darüber wurde der Herr der Thiere unwillig, und gab dem Birnendieb einige derbe Ruthenhiebe. Kickericki schrie: Ji! Aa! Ji! Aa! und nahm die Flucht.

Eine Birne hatte er schon verschluckt; die andere aber ließ er fallen. Sogleich sprang Michalko herbey, und schnappte sie ihm vor der Nase weg. Denn die Bären sind auch große Liebhaber vom Obste. Kickericki machte ein grimmiges Gesicht dazu, und klapperte mit den Zähnen. Aber dies half nichts.

Als Martinko mit dem Einsammeln des Geldes fertig war, machte er noch drey tiefe Knickse, übergab seinem Herrn den Teller, und stand nun wieder auf vier Beinen.

Da die Zuschauer bemerkten, daß Martinko, Michalko und Kickericki große Freunde vom Obste wären, so brachten sie dem Manne aus Pohlen eine Menge Aepfel und Birnen, besonders that dieses der kleine Ludwig. Der Mann rief die zwey Bären herbey, und gab jedem einige von diesen Baumfrüchten, die ihnen außerordentlich wohl schmeckten.

Kickericki sah seitwärts auf seinen Herrn, und bat ihn mit seinen Vorderarmen, er möchte ihm doch auch etwas zukommen lassen. Aber der Herr sprach: Hättest du die Zeit abgewartet, Kickericki! so würdest du jetzt auch etwas davon bekommen. Allein da du naschhaft warst und ein Dieb, so mußt du heute fasten. Du be-

kommst nichts. Ludwig bat für den Affen, und es gelang ihm, den Mann zu bewegen, dem betrübten Kickericki einen Apfel zu schenken.

Das Volk zerstreute sich und alle waren mit dem zufrieden, was sie gesehen hatten, besonders der kleine Ludwig.

Gß.

20.

Der Mann aus Pohlen speist bey Herrn Lindemann.

Herr Lindemann hatte vor seinem Hause einen großen Hof. Der kleine Ludwig bat ihn, er möchte doch den Mann aus Pohlen bitten, mit seinen Thieren und dem Dudeldeidum in diesem Hofe einzukehren.

Herr

Herr Lindemann sprach mit dem Manne und bot ihm seinen Hof an, worüber sich dieser sehr freute. Die Thiere wurden hereingeführt, und Martinko und Michalko beyde an einen Pfahl angebunden, den ihr Herr in die Erde schlug. Er gab ihnen Getreide zu fressen, und frisches Wasser zu trinken.

Kickericki hing den Kopf, und setzte sich traurig in einen Winkel. Die zwey allerliebsten Hunde kamen in die Stube des Herrn Lindemann, wo sie mit Suppe und Braten von dem kleinen Ludwig wohl gefüttert wurden.

Der Mann aus Pohlen wurde von Herrn Lindemann zum Mittagsessen eingeladen, und er nahm die Einladung an. Er war ein lustiger Mann, und wußte allerhand schnackische Histörchen zu erzählen, worüber sich Ludwig herzlich zerlachte.

Wie sind Sie nur zu den Thieren gekommen? fragte Ludwig den Mann aus Pohlen, welcher Palko hieß.

Palko. Das will ich dir sagen, kleines Männchen. Den dicken zottigen Martinko haben einige Bauern in Pohlen gefangen, als er ohngefähr drey Jahre alt war. Er schlich in einem einsamen, finstern Walde herum; denn solche Wälder haben die Bären am liebsten. Die

Bauern stellten eine große Schlinge von einem dicken Stricke auf, und legten Honig dabey, der von den Bären sehr gerne geschmaust wird. An dieser Schlinge war ein schwerer Klotz befestigt.

Martinko roch den Honig schon von weitem, denn das kannst du dir gar nicht vorstellen, kleiner Ludwig, was die Bären für einen scharfen Geruch haben. Martinko, der ein guter Läufer ist, rannte schnell an den Ort hin, wo der Honig lag. Er hatte gerade großen Appetit und fiel über das Stück Honig her. Allein sein Kopf gerieth in die Schlinge, die Schlinge ging zu, und Martinko war gefangen.

Die alten Bären, die schon mehr Stärke haben, tödten sich selbst, wann sie in einer solchen Schlinge gefangen werden. Sie werden nehmlich gewaltig böse, murren, schleudern den Klotz, der an der Schlinge befestigt ist, hin und her, und klettern endlich damit auf einen nahen Berg. Sind sie auf dem Gipfel des Berges angekommen, so fassen sie mit ihren Vordertatzen den Klotz, und werfen ihn vom Berge hinunter.

Ludwig. Ha ha ha! die närrischen Thiere!

Palko. So närrisch als manche Menschen, die gleich toben und zürnen, wann ihnen ein Unglück begegnet, und im Zorne dann so manches thun, was ihr Unglück noch vergrößert. Um aber wieder auf die Bäre zu kommen.

Wenn sie den Klotz vom Berge hinunter werfen, so werden sie natürlich mit herabgezogen. Das giebt denn nun gefährliche Burzelbäume. Der Bär klettert über Steine, Gruben, spitzige Baumstämme, und ist gewöhnlich mausetodt, wenn er herunter kommt.

Ludwig. Aber was geschieht, wenn er noch nicht todt ist?

Palko. Es geschieht etwas, was du vielleicht kaum glauben kannst. Der Bär, der sich bey seiner Schlittenfahrt vom Berge gewiß recht sehr zerklopft hat, rafft sich auf, und klettert noch einmal mit dem Klotze auf den Berg, nimmt ihn wieder in seine Tatzen, und wirft ihn zornig hinunter. Da burzelt er wieder mit, und burzelt so lange, bis er nicht mehr aufstehen und auf den Berg steigen kann, das heißt, bis er sich zu Tode geburzelt hat.

Ludwig. Wie kommts denn aber, daß Martinko nicht auch himunter geburzelt ist?

Palko. Martinko war noch nicht so stark, daß er den schweren Kloß, der an seiner Schlinge hing, hätte schleppen können. Auch kamen bald die Bauern herbey, die ihm durch die Nase eine Kette zogen, und ihn mit nach Hause nahmen. Ich kaufte ihn von diesen Bauern, und lehrte ihm selbst die verschiedenen Kunststücke, die er versteht.

Ludwig. Woher haben Sie aber den lustigen Michalko?

Palko. Der kam so in meine Hände. Ich bin ein großer Liebhaber von der Jagd. Einmal wanderte ich mit meiner Flinte in einem dicken Walde herum. Ich kam zu einem verfallenen Steinbruche. Da bemerkte ich ein ziemlich großes Loch. Ich blieb stehen. Auf einmal hörte ich brummen. Aha, dacht' ich, da steckt ein Petz darin. Ich stellte mich hinter einen Baum, und sah bald eine finstre Bärin, die aus dem Loche geschlichen kam. Ich legte meine Flinte an, drückte los, und da lag der feiste Brummer. Die Kugel war ihm gerade durch den Kopf gegangen.

Es kamen gerade ein Paar Bauern dazu. Diese überredete ich, mit mir in das Loch zu steigen. Wir kamen hinein, und fanden darin drey junge Bären. Die Bären haben gewöhnlich eins bis fünf Junge. Wir nahmen alle drey mit nach Hause, und jeder erhielt eins davon. Ich gab dem meinigen den Namen Michalko.

Ludwig. Aber womit haben Sie ihn denn gefüttert?

Palko. Mit allerhand; besonders aber nahm ich ausgebackenes Brot, brach es in kleine Stückchen, goß Wasser darauf, und that noch etwas Honig oder Bier dazu. Das schmeckte den Michalko so gut, wie dir die Weinkaltschale.

Ludwig. Frißt denn der Bär nicht auch Fleisch?

Palko. Allerdings frißt er auch Fleisch. Wenn er ein lebendiges Pferd, einen Ochsen oder eine Kuh bekommen kann, so ist dies für ihn ein Fest; er schlachtet sie ab und schmaust sie rein weg. Uebrigens begnügt er sich auch mit Aesern. In den Gegenden, wo es Bären giebt, thun sie großen Schaden. Sie tödten das Vieh und verwüsten das Feld; denn Getreide fressen sie auch gern.

Ludwig. Aber wo giebts denn Bären?

Palko. Es giebt Bären in Europa, wo wir wohnen, in Amerika, in Asien und in Afrika. Nur wo es zu heiß ist, halten sie sich nicht auf, weil sie die Hitze nicht ertragen können. In Pohlen und Rußland giebts viele Bären, auch streicht wohl hie und da einer in Oesterreich und Böhmen herum; aber in den übrigen deutschen Ländern sind sie schon lange ganz ausgerottet.

Ludwig. Fängt man alle Bären in Schlingen?

Palko. O nein, Ludwig. Man hat noch verschiedene Mittel, sie zu bekommen. Unter andern gräbt man tiefe Gruben, die man leicht mit Reisern bedeckt. In der Mitte dieser Gruben steckt man ein Stück Fleisch an. Der Bär springt nach diesem Fleische, und fällt in die Grube, wo er so lange bleiben muß, bis man ihn herauszieht. Wie viele Bären werden nicht erschossen! Freylich bleibts immer eine gefährliche Sache. Wenn der Jäger nicht gut zielt, und den Bär nicht in den Kopf oder in das Herz schießt, so läuft der Bär wüthend auf den Jager los, umarmt ihn mit seinen Vordertatzen und erdrosselt ihn.

Ludwig. Ha ha! ich wüßte, was ich thäte, wenn ich ein Jäger wäre! —

Palko. Und was denn?

Ludwig. Ich kletterte schnell auf den nächsten Baum, und lachte auf den Bären hinab und sagte: jetzt thu mir was! —

Palko. Das Lachen würde dir wohl vergehen. Glaubst du denn, daß der Bär dir nicht nachkommen könnte? Ja, gehorsamer Diener! Sieht er gleich plump und unbehülflich aus, so kann er doch wie eine Katze auf Bäume klettern.

Ludwig. O weh! — nein! da mag ich nichts mit der Bärenjagd zu thun haben.

Palko. Am besten ists, wenn man einen Säbel oder einen Hirschfänger bey sich hat. Klettert man auf den Baum, und der grimmige Brummer klettert nach, so haut man ihm die Vordertatzen ab, sticht ihn wohl noch obendrein in die Brust, und nun burzelt er herunter. Hie und da pflegt man die Bären auch so zu bekommen. Man sucht solche Baumstämme auf, wo wilde Bienen ihren Honig legen; oder man legt auch selbst den Honig hin. Den Honig begießt man mit Branntwein. Die Bären suchen den Honig auf, verzehren ihn mit großem Appetit, werden aber von dem Branntwein so

berauscht, daß sie matt und schwach herumtaumeln. Die Bauern eilen nun herbey mit ihren gewaltig dicken Prügeln, und geben damit dem berauschten Bären eins auf den Kopf, der sehr empfindlich ist. Der Bär stürzt nieder, und nun schlägt man ihn vollends todt.

In Kamtschatka, einem kalten Lande, pflegen die Jäger ohne Flinte auf die Bärenjagd zu gehen. Sie nehmen bloß ein spitziges Eisen, und ein großes scharfes Messer mit. Begegnen sie einem Bären, so rennen sie auf ihn los, stoßen ihm das spitzige Eisen in den Rachen, und mit dem scharfen Messer durchbohren sie seine Brust. Man zieht dann seine dicke behaarte Haut ab, wofür man hier zu Lande ein Paar Dukaten giebt; sein Fleisch ißt man, und besonders schmecken die Tatzen gar delikat.

Ludwig. Die Jäger in Kamtschatka möcht' ich nicht gern auf der Jagd begleiten. Aber sagen Sie mir nur, Herr Palko! thun denn die Bären den Menschen nichts?

Palko. Sie fallen sehr selten Menschen an; nur müssen sie nicht von ihnen gereizt werden.

Indem man so sprach, hörte man einen großen Lärm im Hofe. Man sprang hinaus, und sah ein sonderbares Schauspiel.

Ein Schusterlehrjunge war in den Hof gekommen, und hatte mit Martinko und Michalko allerley Späßchen getrieben. Michalko wurde böse darüber, und fing an zu brummen. Als ihn endlich der leichtsinnige Lehrjunge an dem kleinen Schwanze zupfte, rasselte er mit der Kette, riß sich los, und lief gerade auf den Spaßmacher zu. Dieser fing ängstlich an zu schreyen, und kletterte auf einen Steinhaufen. Allein der Bär ihm nach. Zum größten Glück kroch der Lehrjunge schnell auf das nächste Dach. Dahin konnte ihm Michalko nicht folgen.

Unterdessen kam auch der Herr der Thiere herbey, und rief ihn mit zorniger Stimme: Ey! du böser Kautz! gleich packe dich vom Steinhaufen herunter, sonst giebt es Wixe. Er drohte mit dem Stocke.

Michalko kam ganz langsam vom Steinhaufen herabgeschlichen; sein Herr ergriff die Kette, und band ihn von neuem an. Zu den Zuschauern aber sagte er: laßt mir die Bären in Ruhe, denn sie werden bald wild, wenn man sie neckt. Ich kann nichts davor, wenn sie böse werden, sich losreißen, und einen unsanft umhalsen, ihm wohl gar erdrosseln.

Hierauf kehrten der Mann aus Pohlen, Herr Lindemann und Ludwig in die Stube zurück, setzten sich zu Tische, verzehrten noch ein Gericht Krebse und sprachen mancherley.

Gß.

21.

Was der Mann aus Pohlen bey Tische noch alles erzählte.

Der kleine Ludwig freute sich gar sehr über die Erzählungen des Mannes aus Pohlen, und Palko empfand auch ein großes Vergnügen über den wißbegierigen kleinen Mann.

Sie haben uns nun schon manches von Martinko und Michalko erzählt, sagte Ludwig; erzählen Sie uns auch etwas von dem drolligen Kickericki.

Von dem Naschthiere? von dem Apfel- und Birnendieb? erwiederte Palko. Das ist dir von jeher ein gar possierliches Thier gewesen. Es kam einmal ein Matrose oder ein Schiffsknecht aus Holland nach Pohlen; der brachte ein ganzes Dutzend Affen mit, wovon ich den jüngsten kaufte, und ihm den Namen Kickericki gab.

Ludwig. Was haben Sie wohl für ihn gegeben?

Palko. Einen Dukaten, und fast hätte ich ihn noch wohlfeiler bekommen können; aber ich hatte keine Lust lange zu handeln. Kickericki ist in einem Lande gefangen worden, das man Indien nennt. Er war damals noch ganz jung. Seine Muter trug ihn auf dem Rücken, und kletterte mit ihm von einem Baume auf den andern. Es soll lustig anzusehn gewesen seyn, wie sie ihm ihre Brüste reichte und Milch zu trinken gab. Sie hatte wildes Obst in ihren zwey Vorderpfoten; das sah Kickericki und wollte auch etwas davon haben. Darüber wurde die Mutter unwillig, und gab ihm eins auf das Pfötchen, womit er nach dem Obste griff. Dies sollen die Affenmütter oft zu thun pflegen.

Noch possierlicher aber soll es ausgesehen haben, als eine Affenmutter, die gerade kein Junges hatte, dem

Kickericki nachlief und ihn seiner Mutter wegstehlen wollte. Die zwey Affen geriethen darüber in einen heftigen Streit und schrieen, daß alles wiederhallte: Ji! Aa! Ji! Aa! Ji! Aa! chi! cha! Dies soll die Gewohnheit der Affen seyn. Diejenigen, welche kein Junges haben, suchen irgendwo eines zu stehlen, dies giebt dann immer Zänkereyen und Schlägereyen, bey welchen das arme Junge, welches die Mutter außerordentlich liebt, oft todt gedrückt wird.

Auch Kickerickis Mutter gerieth mit der andern Aeffin, die ihr das geliebte Junge wegstehlen wollte, in eine Rauferey. Kickericki schrie zum Erbarmen. Einige holländische Matrosen, die diesem Schauspiele zusahen, sprangen herbey und fingen das Junge. Darüber lamentirte seine Mutter sehr; lief den Matrosen nach, wurde von ihnen gefangen und nach Holland gebracht.

Kickericki wurde von mir gekauft, und bekam anfangs Wasser, mit Milch vermischt, zu fressen, dann gab ich ihm härtere Speisen, z. B. gekochtes Gemüse, Aepfel, Birnen, gelbe Rüben, Brot u. s. w. Ich ließ ihm ein rothes Jäckchen und ein grünes Mützchen machen, kaufte ihm ein blaues Halsband mit einer Schelle, und unter-

richtete ihn in verschiedenen Kunststücken. Er bemerkte alles sehr leicht; denn die Affen sind überhaupt recht gelehrige Thiere.

Die Gewohnheit, die alle Affen haben, hat er auch, nehmlich alles nachzumachen, was sie Andere thun sehen. Er hat deshalb von mir schon manche Wixe bekommen.

Ludwig. Ey! warum denn? —

Palko. Das sollst du gleich hören. Einmal machte ich für meine Kinder ein kleines Häuschen von Holz. Ich schnitt alles zurechte, und legte die einzelnen Hölzchen in Ordnung, die Späne warf ich zum Fenster hinaus in den Bach, der fast daran vorbey floß. Kickericki hatte mir in einem Winkel aufmerksam zugesehen. Kaum gehe ich auf einige Minuten aus der Stube, so schleicht sich Kickericki zu meinem Arbeitstische, nimmt das Messer, und schnitzt an den Hölzchen, ergreift dann einen großen Theil davon, öffnet das Fenster, und wirft sie zum Fenster hinaus in den Bach.

Ich trete in die Stube, und sehe den kleinen Schreiner hinter dem Tische mit dem Messer in der Pfote. Kaum erblickt er mich, so läßt er das Messer auf die Erde fallen, und springt, was er springen kann, in sei-

nem Winkel. Ich komme herbey, und finde die geschnitzten Hölzchen in der größten Verwirrung; und viele gar nicht mehr da. Ich nahm die Ruthe, und gab dem heulenden Kickericki einige Streiche damit, weil ich glaubte, ihm dadurch seine Unart abzugewöhnen.

Aber des half nichts. Gleich den Tag darauf ließ ich mir eine Flasche Wein bringen; denn es war mir übel. Ich trank einige Gläschen davon, und legte mich etwas in die Kammer auf mein Bett. Da schleicht dir Kickericki zu dem Schränkchen, in welchem der Wein stand, nimmt ganz leise die Flasche und das Glas, und will einschenken; er guckte immer nach der Kammer, wo ich war, und machte ein furchtsames Gesicht. Er hatte die Flasche nicht recht gefaßt, und hielt sie, vor Angst, nicht fest genug, kurz, die Flasche fiel ihm aus den Pfoten, und zerbrach in tausend kleine Stücke. Da floß nun der theure Wein auf der Erde. Ich sprang aus der Kammer und rief: Was hast du wieder gemacht, Kickericki?

Kickericki stand ganz betrübt im Winkel, und verzog das Gesicht, sah mich nicht an, klapperte heftig mit den Zähnen; und fing an zu schreyen. Das half aber nichts. Kickericki bekam die Ruthe.

Es dauerte nicht lange, so kam ein armer Mann vor mein Fenster, und bat um ein Almosen. Ich öffnete einen kleinen Wandschrank, und nahm aus einer offnen Schachtel einige Pfennige, die ich dem armen Manne gab. Dies sieht mein Kickericki. Eines Tages, da ich in dem Garten bin, stellt sich Kickericki zum Fenster hin, und guckt in die Gasse. Einige Knaben, die ihn sehen, kommen herbey gelaufen und treiben ihren Spaß mit ihm. Kickericki springt vom Fenster, öffnet den Wandschrank, nimmt die Schachtel, worin ich einiges Geld hatte, und wirft dieses den Knaben zu.

Zum Glück war unter den Gassenjungen einer so brav, und meldete mir, was Kickericki eben gethan hatte. Ich sprang in die Stube, gab ihm eins auf den Buckel, und forderte von den Knaben das Geld zurück. Solcher Streiche hat er mir mehrere gespielt; wie oft hat er mir die Milch weggemaust, die zum Frühstücke bestimmt war.

Ludwig lachte sehr über die Pfiffe des schlauen, diebischen Kickericki, und fragte den Mann aus Pohlen, ob denn dieses von allen Affen zu befürchten sey?

Alle, alle Affen, antwortete Palko, haben die Gewohnheit, daß sie alles nachahmen und wegstehlen, was

ihnen gefällt. Von der Nachahmungssucht der Affen weiß ich manches Geschichtchen.

O erzählen Sie! erzählen Sie, rief Ludwig.

Palko erzählte hierauf unter andern Folgendes:

Ein Affe saß gerade in der Stube seines Herrn; als zu diesem der Barbier kam, und ihm seinen Bart abnahm. Der Herr setzte sich auf einen Stuhl, und der Barbier band um seinen Hals ein weißes Tuch; dann bestrich er sein Kinn mit Seife, ergriff ein scharfes Barbiermesser, und nahm ihm damit den Bart weg.

Der Affe sah mit großer Aufmerksamkeit zu. Der Barbier ging fort und der Herr verließ auch die Stube. Sogleich wandelt den Affen die Lust an, den Barbier zu spielen, und das zu thun, was er that.

Der Affe fand aber niemanden, den er barbiren konnte. Er sieht um sich und erblickt eine Katze. Diese erwischt er, und kehrt sich nicht im geringsten nach ihrem Miaugeschrey. Er bindet sie an einen Sessel fest, sucht ein Tuch und findet einen schmutzigen Lappen; diesen bindet er der Katze um; statt der Seife, nimmt er eine Flasche Tinte, und übergießt damit den Kater. Dann sucht er ein Messer; findet aber bloß eine Scheere. Diese

ergreift

ergreift er, und sticht, kneipt, rauft und schneidet die Katze so sehr, daß sie in ein jämmerliches Geschrey ausbricht, und einige Menschen herbey ruft, die sie aus den Händen des ungeschickten Barbiers befreyen.

I! das ist zu arg, sprach Ludwig. Wollen Sie denn Ihrem Kickericki nicht auch etwas zu fressen geben? Wenn Sie es erlauben, so will ich ihm ein Stückchen Braten hintragen.

Bewahre, sprach Palko, die Affen fressen kein Fleisch. Und Kickericki kann immer heute Hunger leiden. Er verdient diese Strafe, wegen seiner Naschhaftigkeit. Komme ich nach Hause, so muß mir Kickericki Dambret spielen lernen.

Ludwig. Das ist nicht Ihr Ernst! lieber Mann!

Palko. Mein vollster Ernst. O so was lernen die Affen auch, und ich habe welche gesehen, die auf dem Schachbrete recht gut spielten, welches doch viel schwerer zu spielen ist, als das Dambret.

Man stand vom Tische auf; der Mann aus Pohlen ließ die Thiere noch Einmal tanzen, und den alten Martinko eine kleine Trommel schlagen. Hierauf dankte Palko

dem Herrn Lindemann für die freundschaftliche Bewirthung, und marschirte weiter. Alle wünschten ihm eine recht glückliche Reise.

Gz.

22.

Der lügenhafte junge Ochs.

Eine Fabel.

Ein junger Ochs hatte sich ein häßliches Laster — das Lügen, angewöhnt.

Wenn er mit andern großen Ochsen auf der Weide war: so fand er ein dummes Vergnügen daran, sie plötzlich zu erschrecken, um sie zum Besten zu haben.

Er versteckte sich zuweilen hinter einen Busch, und heulte gerade so, wie die Wölfe zu heulen pflegen.

Wenn dann das die Alten hörten, so kamen sie geschwind herbey gelaufen, um den Wolf abzuhalten, daß er keinen von den Jungen etwas zu Leide thäte.

Aber dann fanden sie an dem Orte, wo sie das Heulen gehört hatten, keinen, als den lügenhaften jungen Ochsen, der sich stellte, als wenn er schliefe.

Sie merkten indeß bald, daß ers gewesen sey, und von der Zeit an glaubten sie ihm nie wieder, auch wenn er die Wahrheit sagte.

Eines Abends, da der junge Lügner sich auch etwas von ihnen entfernt hatte, sah er plötzlich einen wirklichen Wolf aus dem Gebüsche auf sich zu springen.

Er konnte weder entfliehen, noch sich vertheidigen, und fing daher erbärmlich an zu schreyen.

„Mu! Mu! Mu!" brüllte er, welches so viel heißen sollte, als rettet! rettet! Ein Wolf!

Aber da war keiner unter den alten Ochsen, der es der Mühe werth hielt, sich nach ihm umzusehen; denn sie dachten alle, daß er sie wieder zum Besten haben wollte.

Da fiel der hungrige Wolf über ihn her, faßte ihn bey der Gurgel und — fraß ihn auf!

Ach! seufzt' er da bey sich selbst, indem er starb: wie sehr schadet man sich doch selbst, wenn man Andere durch Unwahrheit zu hintergehen sucht!

Campe.

23.

Ludwig und Lotte.

Der muntere Ludwig war nie fröhlicher, als wenn er Pferd und Reuter spielen konnte. Bald mußte der Vater, bald die Mutter sein Pferd seyn, und er war der Reuter. Aber Vater und Mutter hatten nicht Zeit, so oft mit dem kleinen Knaben zu spielen, als er gerne gewollt hätte.

Ludwig wandte sich an seine Schwestern. „Willst du mein Pferd seyn?" fragte er Helenen. „Ich kann nicht," antwortete Helene gewöhnlich, „ich habe zu thun; — ich muß in den Garten; — oder: geh doch lieber zu Friedriken!"

„Sey ein Bischen mein Pferd, liebes Rikchen,“ bittet Ludwig; „ich will auch wieder dein Pferd seyn!“ — „Du hast auch nichts als Pferd im Kopfe,“ antwortete Friederike etwas unfreundlich; „warte bis nachher, dann will ich mit dir spielen; jetzt habe ich keine Lust.“

„Komm, Ludwig! komm! ich will dein Pferd seyn!“ rief fast immer die gefällige Lotte, wenn ihn die beyden Schwestern abgewiesen hatten.

Ludwig faßte sie vergnügt hinten beym Rocke, und nung ging es rings in der Stube herum: „hopp, hopp, brr! — steh, Pferdchen, steh!“

Bald ist es ein böses Pferd, das hinten ausschlägt, sich bäumt, mit den Hufen stampft, und sich nicht bändigen lassen will. Dann klatscht aber die Fliegenklatsche, welche die Peitsche vorstellt, ganz gewaltig auf das wilde Pferd. Bald ist es ein gutes, folgsames Pferd, es geht und steht, wie der Reuter es haben will; dann wird es gestreichelt, es wird ihm Heu und Hafer gegeben. Ist es lange genug gegangen, so wird es in den Stall geführt, und das Spiel ist aus.

So spielte Lotte so oft mit dem kleinen Bruder, als sie nur konnte.

„Wo ist meine Lott?" fragte Ludwig, wenn er nach dem Aufstehen in die Stube kam, und dieselbe nicht gleich gegenwärtig war. Er fragte gewöhnlich nur nach Lotten, er begleitete sie in den Garten, er nahm sein Stühlchen, und setzte sich neben sie, wenn sie zu thun hatte, und holte ihr alles herbey, was sie ihm auftrug. Hatte er Kuchen und andere Näschereien, so gab er zwar allen, aber Lotte bekam zuerst.

Lotte war dem kleinen Knaben unter den Schwestern die liebste. Aber, sagt doch, woher kam das?

Löhr.

24.

Das verlorne Minchen.

„Mutter, mein Minchen ist weg!" klagte Lorchen, und war sehr betrübt.

Minchen war Lorchens Püppchen. Ueberall hatte das Kind die Puppe gesucht; in allen Stuben und Kammern, aber sie war nirgends zu finden. Lorchens Geburtstag war morgen, da sollte mit der Puppe recht viel gespielt werden, denn da bekam sie Besuch von Jettchen und Hannchen — und nun war die Puppe nicht da.

Die Mutter beruhigte die Kleine. „Gieb dich nur zufrieden, sagte sie, wir wollen sie gewiß finden; wir wollen sie zusammen suchen, so bald ich Zeit habe.“

Lorchen war beruhigt. Die Mutter findet die Puppe gewiß, meinte sie, und dachte nicht weiter daran.

Lorchen wacht am nächsten Morgen kaum auf, so denkt sie wieder an Minchen. Sie fragt Karolinen und Lotten, noch ehe sie aus dem Bette war: — „Habt ihr nicht mein Minchen gesehen?“

„Ich denke, antwortete Karoline, die Mutter hat sie dir gesucht?“

„Ach, sie wird sie nicht gefunden haben, sagte Lorchen halb weinend: sie hätte sie mir sonst wohl gestern schon gegeben!“ —

„Steh nur erst auf, spricht Lotte, und ziehe dich an! Wir können sie ja noch einmal suchen!“

Lorchen steht auf, und die Schwestern helfen ihr beim Anziehen, und trösten sie: aber Lorchen glaubt, die Puppe sey fort.

Jetzt gehn sie alle in die Stube, wo Vater und Mutter schon waren.

Betrübt tritt Lorchen in die Stube ein, und will eben die Mutter fragen, ob sie die Puppe nicht gefunden habe. Aber auf einmal werden die traurigen Augen freundlich und helle.

„Ei, ei!“ ruft Lorchen und läuft auf ein Tischchen zu, das mitten in der Stube stand. „O das ist ja mein Minchen! und hat noch ein kleines Püppchen mitgebracht!“

Es war wirklich Minchen! sie saß ganz ehrbar auf einem kleinen Stühlchen, neu angekleidet, von der Haube bis zu den Schuhen; und neben ihr saß, auf einem noch kleinern Stühlchen, das kleinere Püppchen.

Welche Freude für Lorchen! — „Wer hat mein Minchen gekleidet? fragt sie; wer hat das kleine Püppchen gemacht?“

„Ich nicht!“ sagte scherzhaft der Vater; „und ich eben so wenig;“ setzt lächelnd die Mutter hinzu.

„Nun weiß ichs,“ ruft Lorchen. „Ihr seyd es gewesen, Karoline und Lotte! darum habt ihr auch immer so viel mit einander zu flüstern gehabt; darum sollt ich es immer nicht hören!“

„Wir mußten uns ja wohl, antwortete Karoline, der armen Mine erbarmen. Sie sahe ja so zerlumpt und so schmutzig aus, wie eine Bettelfrau!“

„Und damit sie Gesellschaft hat, setzt Lotte hinzu, so haben wir ihr das kleine Püppchen noch mitgegeben!“

Lorchen dankt den gütigen Schwestern. Vergnügt trägt sie die Puppen im Hause herum, und singt ihnen vor; und wie am Nachmittag der Besuch kam, so erzählt sie, wer ihr Minchen gekleidet und das kleine Püppchen gemacht hat.

Löhr.

25.

Bruder und Schwester.

Schwester.

Mein Püppchen lieb ich mehr
Als alles in der Welt!

Bruder.

Und o — du glaubst es nicht wie sehr
Mein buntes Pferdchen mir gefällt!

Schwester.

Du liebes süßes Püppchen du!

Bruder.

Du kleines goldnes Pferdchen du!

Schwester.

Dich gab mir die Mama.

Bruder.

Dich gab mir der Papa.

Beyde.

Die guten Eltern — o wir haben
Sie doch noch lieber als die Gaben,
Womit sie uns so gern erfreun;
So lieb, wie sie, kann nichts uns seyn.

Campe.

Campe.

26.

Franz, der Ungehorsame.

Franz bekam von seinen Eltern sehr oft die Erinnerung, daß er ja nicht mit Ferdinanden umgehen sollte. Er wollte immer die Ursache wissen, warum sie ihm dies untersagten. Sie hielten es aber nicht für gut, sie ihm bekannt zu machen, und sagten ihm weiter nichts, als ein gutes Kind müsse alles thun, was ihm von seinen Eltern befohlen würde, und alles unterlassen, was sie ihm untersag-

ten, wenn es auch gleich nicht wisse, warum? Denn die Eltern wüßten, was den Kindern gut wäre, und hätten sie viel zu lieb, als daß sie ihnen etwas Böses rathen sollten.

Damit mußte sich nun Franz beruhigen, und einige Wochen Ferdinands Umgang vermeiden.

Einmal gingen aber seine Eltern aus, um einen Freund zu besuchen, da wachte bey Franzen auf einmal die Lust auf, zu Ferdinanden zu gehen. Warum, dachte er, sollst du denn nicht mit Ferdinanden umgehen? Ferdinand ist ja ein gar guter und lustiger Junge. Deine Eltern können dir ja nicht alle Freude verbieten. Wenn sie es freylich erführen, daß du ungehorsam gewesen wärest — da wärest du wohl für Strafe nicht sicher. Aber wie wollen sie es denn erfahren? sie sind ja abwesend. Ferdinand wird mich gewiß nicht verrathen, und ich — ja ich will gewiß nichts sagen.

Und so ging denn das unbedachtsame Kind zu Ferdinanden, ob er gleich wußte, daß es ihm seine lieben Eltern untersagt hatten. Dieser hatte eine große Freude, da Franz wieder zu ihm kam, den er schon lange nicht bey sich gesehen hatte. Er rief geschwinde noch einige

Kinder zusammen, und fing sogleich ein Spiel an, das mit Springen und Toben verknüpft war. Da das Haus hier zu klein war, so liefen sie in den Garten des Nachbars, der eben offen stand. Da ging alles bunt über. Verschiedene Beetchen, die mit allerley Gewächsen besäet waren, wurden zertreten; die Aurikelchen, Hyacinthen, Sprößlinge von Spargel, alles wurde zerknickt, einige Nelkentöpfe wurden umgestoßen und zerbrochen. In der Gesellschaft dieser wilden Knaben war Franz auf einmal so wild geworden, daß er sich ganz und gar vergaß, gar nicht mehr sahe, wohin er lief und trat, und sich gar nicht einfallen ließ, daß ihm dies unanständige Betragen Verdruß zuziehen könnte.

Da die Gesellschaft eben am wildesten war, kam der Herr des Gartens, und sahe alle den Unfug, den diese wilden Knaben angerichtet, und den Schaden, den sie ihm zugefügt hatten. Da er ein sehr hitziger Mann war, so wurde er dadurch so aufgebracht, daß er nach einem Stocke griff, um die unbesonnenen Knaben zu bestrafen. Diese aber waren ihm zu geschwinde, und entwischten durch die Gartenthüre.

Aber der Strafe entwischten sie nicht. Den folgenden

Tag ging der Besitzer des Gartens in die Schule, nannte die Knaben, die in seinen Garten eigenmächtig gekommen wären, und erzählte den großen Schaden, den sie ihm zugefügt hätten. — Der Rektor erschrak, daß er solche Buben in seiner Schule hätte, und strafte sie alle ab, folglich auch Franzen.

Thränend und schluchzend kam er zu seinen Eltern. Da fand er aber kein Mitleiden. Der Rektor, sagten sie, habe recht gethan. Er habe sie nur bestraft, wegen des Schadens, den er dem Besitzer des Gartens zugefügt hätte, nun müsse aber der Ungehorsam gegen die Eltern noch gestraft werden, deswegen solle er einige Tage, bey der Mittagsmahlzeit, mit trocknem Brote vorlieb nehmen. Das that wehe, so wehe, daß sich Franz vornahm, auch nicht ein einziges mal seinen lieben Eltern wieder ungehorsam zu seyn.

Salzmann.

27.

Christinens Betrübniß.

Christine hatte manche gute Eigenschaften; sie war fleißig, gefällig und gutherzig. Und doch befand sich niemand gern in ihrer Gesellschaft.

Woher kam das?

Es kam daher. Christine liebte die Reinlichkeit nicht, und ein Mädchen, das nichts auf die Reinlichkeit hält, ist nirgends wohl gelitten.

Christine ging in ihrer Unreinlichkeit so weit, daß sie es bisweilen vergaß, ihre Hände und ihr Gesicht zu waschen. Daher sahen Hände und Gesicht oft so schmuzig aus, daß es reinlichen Menschen davor ekelte.

Schrieb Christine, so waren die Finger bald voll Tinte. Ihre Schreibebücher sahen vollends häßlich aus. Von außen und inwendig waren sie voll Tintenflecke.

Aß Christine, so benahm sie sich auch dabey unsauber genug. Ihre fetten Finger wischte sie gewöhnlich an ihren Kleidern ab. Daher kam es, daß sie ein neues Kleid kaum dreymal anzog, ohne daß es schon Schmutzflecken hatte.

Christinens Eltern ärgerten sich oft über die Unreinlichkeit ihrer Tochter, und sagten: was soll aus dir werden, Christine, wenn du nicht reinlicher wirst? Reinlichkeit verlangt man von jedem Menschen, besonders aber von einem Mädchen. Ein unreinliches Mädchen kann niemand gern sehen.

Aber Christine folgte ihren Eltern nicht, und blieb die alte unreinliche Christel. Ihre Schwestern, die sich der Reinlichkeit befleißigten, waren überall gelitten. Christinens Gesellschaft aber flohen alle andere Mädchen. Darüber betrübte sie sich sehr. War sie aber nicht selbst Schuld daran?

Eines Tages wurde Christine mit ihren Schwestern zu Emilien eingeladen, die ihr Geburtsfest feyerte. Es fanden sich bey ihr auch viele andere Mädchen ein, die sehr vergnügt waren.

Christine

Christine hatte sich auf den Besuch bey Emilien sehr gefreut. Aber da sie wirklich bey ihr war, wurde sie mißmuthig. Ihre Schwestern wurden von den übrigen Mädchen mit Jubel empfangen, herzlich umarmt und geküßt. Nur Christine fand eine kalte Aufnahme. Niemand umarmte, niemand küßte sie, und dies alles darum, weil man sie als ein unreinliches Mädchen kannte, mit welchem man nichts zu schaffen haben wollte.

Christine betrübte sich darüber so sehr, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

Die Mädchen nahmen mancherley Spiele vor. Christine wurde zwar von denselben nicht ausgeschlossen, aber niemand wollte sie berühren.

Christinen that dies tief in der Seele weh. Sie sah, daß sie in dieser Gesellschaft keine Freude haben könne, und ging bald nach Hause zurück.

Hier klagte sie ihren Eltern die Unartigkeit, mit der sich die Mädchen gegen sie benommen hätten, und weinte bitterlich.

Liebe Tochter, sprach die Mutter, an alle dem ist deine Unreinlichkeit Schuld. Werde ein reinliches Mädchen, und man wird gern mit dir umgehen.

Christine gab sich von nun an alle Mühe, den Fehler der Unreinlichkeit abzulegen. Ihre Mühe war nicht vergebens. Sie wurde ein reinliches Mädchen, und nun befand sich jedermann gern in ihrer Gesellschaft.

Mädchen, sey stets nett und rein,
Willst du nicht verachtet seyn.

Gß.

28.

Der undankbare Sohn.

Julius hatte eine liebe, gute Mutter, welche nichts mehr wünschte, als daß aus ihm ein braver Mensch werden möchte.

Aber Julius war einer so lieben, guten Mutter nicht werth. Sie that alles an ihm, wovon sie glaubte, daß

es zu seinem Nutzen gereichen werde. Sie selbst lernte ihn lesen, schreiben und rechnen. War er etwas kränklich, so pflegte sie ihn mit aller Sorgfalt. Dafür hätte Julius dankbar seyn, und der Mutter alles zu Gefallen thun sollen. Aber so dachte, so handelte Julius nicht.

Julius war ein undankbarer, ungehorsamer Sohn. Befahl ihm die Mutter etwas, so that er es entweder gar nicht, oder doch nur sehr ungern.

Fiel dem kleinen Julius etwas ein, so wollte er es von der Mutter sogleich haben. Wollte aber die Mutter seine kindischen Wünsche nicht befriedigen: so fing er an, gleich einer Katze, zu knurren, böse Gesichter zu machen, und zu weinen.

So ein loser Knabe war Julius. Seine Mutter betrübte sich sehr oft über ihn, und ermahnte ihn, anders zu werden. Aber ihre Lehren fruchteten nichts.

Julius! Julius! sagte die Mutter, jetzt, da ich lebe, machst du mir so viel Verdruß. Wenn ich todt bin, wird es dich gereuen; dann wirst du erst einsehen, wie gut es deine Mutter mit dir gemeint hat.

Wenn die Mutter so sprach, würde Julius auf einige Augenblicke gerührt; ja bisweilen traten ihm Thränen in

die Augen. Es schien, als wolle er sein häßliches Betragen gegen die Mutter ändern, und ein guter folgsamer Sohn werden.

Aber Julius fiel bald wieder in seine alten Fehler zurück, und machte der Mutter nicht Freude, sondern Herzeleid. Daher wurde er von allen getadelt, die seine Fehler kannten. Wenn mancher Vater seinem Sohne einen Verweis geben wollte, sagte er zu ihm: du bist der andere Julius.

Gz.

29.

Julius bessert sich.

Ein Paar Jahre lang trieb Julius sein ungezogenes Wesen fort. Da wurde auf einmal seine gute Mutter krank. Sie hatte sich erkältet, und dadurch ein Fieber zugezogen.

Julius glaubte anfangs, die Unpäßlichkeit der Mutter habe nicht viel zu bedeuten, und werde nicht lange dauern. Aber er irrte sich.

Die Mutter mußte sich zu Bette legen. Es wurde ein Arzt zu ihr gerufen, der ihr Arzneien verschrieb.

Jetzt fing es an, dem kleinen Julius etwas bange zu werden, besonders da er bemerkte, daß der Arzt die Krankheit bedenklich fand.

Die kranke Mutter wurde mit jedem Tage schlechter. Julius, sprach sie, ich fühle mich sehr schwach. Verhalte dich nur ruhig, denn jedes Geräusch ist mir zuwider.

Da wurde Julius still, und machte nicht das geringste Geräusch.

Julius, sprach ein ander mal die Mutter, es wäre mir angenehm, wenn du bey mir bliebest. Du bist mein einziger Sohn; dich hab' ich am liebsten bey mir.

Julius fing an zu weinen, setzte sich an der Mutter Bett, faßte ihre Hand, küßte sie, und sagte: liebe, liebe Mutter!

Dies Betragen des Sohnes machte der Mutter große Freude. Ihr Herz war so gerührt, daß sie sich der Thränen nicht enthalten konnte.

Wenn Julius daran dachte, daß nun seine gute Mutter sterben könnte, so erschrak er darüber, und vergoß heiße Thränen. Jetzt, da sie noch lebte, dachte er bey sich, jetzt muß ich ihr noch Freude machen! Wer weiß, ob sie der liebe Gott nicht bald zu sich fordert.

Als Julius diesen lobenswerthen Vorsatz faßte, wurd' es ihm wohl ums Herz, so wohl, wie es ihm noch nie gewesen war.

Julius änderte jetzt auf einmal seinen Sinn; er wich selten von der Seite seiner Mutter, liebkosete sie, und that alles, was er ihr an den Augen ansah.

Die Mutter sah das, und dankte Gott, daß ihr Sohn jetzt so gutherzig und dankbar sey. Nun werde ich, sagte sie, mit leichterem Herzen die Welt verlassen, denn ich weiß, daß Julius sich gebessert hat.

Gß.

30.

Der betrübte Julius.

Julius Mutter gab wenig Hoffnung, daß sie wieder genesen werde. Die Arzneyen wirkten nicht viel, und ihre Krankheit verschlimmerte sich.

Julius, der gebesserte Julius, merkte, daß er höchst wahrscheinlich seine Mutter verlieren werde. Dieser Gedanke war schrecklich für ihn.

Eines Tages wurde es der Kranken sehr übel. Sie fühlte, daß der Tod nahe sey. Julius stand bey ihr. Sie streckte ihre Hand nach ihm aus, und sprach ganz leise: mein Sohn, mein lieber, einziger Sohn! — —

Sie konnte nicht weiter, denn heiße Thränen rollten über ihre blassen Wangen und hinderten sie am Sprechen.

Julius weinte laut, beugte sich über die Mutter hin,

und küßte sie. Mutter, liebe Mutter, theure Mutter! war alles, was er sprechen konnte.

Die Mutter nahm ihre Kräfte zusammen, und sprach: mein lieber, lieber Sohn! ich muß die Welt und dich verlassen. Lebe wohl, und werde ein guter Mensch.

Julius vergoß die bittersten Thränen. Liebe Mutter, schluchzte er, ich habe Sie oft betrübt; o vergeben Sie mir! vergeben Sie mir!

Mein Sohn, sprach die Mutter, sey nur in Zukunft gut. Deine Mutter — vergiebt dir!

Als sie dies gesagt hatte, fing sie an zu röcheln, und nach einigen Augenblicken gab sie ihren Geist auf.

Als Julius sah, daß seine Mutter gestorben war, rang er laut weinend die Hände.

O meine geliebte, theuerste Mutter! rief er aus, nie wirst du mich wieder zum Guten ermahnen! nie wieder mir etwas Nützliches lehren! nun kann ich mich nicht mehr über deine Liebe zu mir freuen! Ach, wie oft habe ich dich betrübt! wie oft bin ich unfolgsam, ungefällig, undankbar gewesen! O lebtest du noch, nie, nie würde ich dich wieder betrüben!

So jammerte der betrübte Julius. Jedermann, der davon hörte, sprach: Julius ist nun ein ganz andres Kind, als sonst! jetzt muß man ihn lieb gewinnen.

Am dritten Tage wurde die Mutter begraben. Julius folgte der Leiche, und weinte und rang die Hände gen Himmel.

Ein Onkel nahm ihn nun in sein Haus. Julius wurde brav, und oft besuchte er das Grab seiner Mutter.

Gß.

31.

Meta.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Eltern gewesen.

Nachher hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu seyn pflegt, die man knurrigte oder beißige nennt.

Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt; so ließ sie das Gesicht hängen. Griff jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beißen.

Wurd' ihr etwas befohlen, was sie nicht gern that; oder wurd' ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte: so brummte sie für sich, oder warf beym Herausgehen die Thüre heftig hinter sich zu.

Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Eltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden.

Zwar bereuete sie meist ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber; aber doch fiel sie immer wieder von neuem in denselben zurück.

Eines Abends (es war am Weihnachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer ging.

Die Mutter gebot ihr zurück zu bleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thüre so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hinein gerufen.

Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sahe. Sie konnte kein Wort sprechen.

„Tritt näher, Meta, sagte die Mutter, und lies auf diesem Papier, für wen dies Alles soll!“

Meta trat näher, und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines willigen Gehorsams. — Sie schlug darauf die Augen nieder, und sagte kein Wort.

„Nun, Meta, fragte die Mutter, für wen ists?“ — Nicht für mich, antwortete Meta; und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Hier ist noch ein anderer Zettel, sagte die Mutter weiter, laß doch sehen, ob der dich auch nicht nennt.“

Meta las: für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seine Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will. — Das bin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. — Die Mutter weinte auch, halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue desselben.

„Nun so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir vorgenommen hast.“

„Nein, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe du mir alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll.“

Diese Antwort machte der Mutter viel Freude; sie legte die Sachen in eine Comode, gab dem Kinde den Schlüssel dazu, und sagte: „hier, liebe Meta, hast du den Schlüssel dazu; brauche ihn, so bald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen.“

Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hatte.

Da schmiegte sie eines Tages sich um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halberstickter Stimme: „darf ich jetzt, liebe Mutter?“ — „Du darfst, mein Kind,“ antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. „Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist?“

„Ich habe immer daran gedacht, antwortete Meta; und dann habe ich auch alle Morgen und alle Abende den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leicht geworden.“

Die Mutter vergoß die süßesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugedachten Sachen in Besitz, und sahe sich nachher geliebt von allen Menschen.

So kann ein fester Vorsatz und Gebet auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieser Untugend schuldig war.

Dieses ward dadurch so sehr gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Meta's Beyspiel zu folgen, um auch so gut und liebenswürdig zu werden, als sie.

Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten.

Welches Kind wollte sich und Andern nicht auch gern diese Freude machen?

Emilie Rudolphi.

32.

Man muß das Gute, aber nicht die Thorheiten der Andern nachahmen.

Gust sagte: ich bin ein Trommelschläger; stellte sich ans Fenster und trommelt auf der Fensterscheibe.

Ich will auch trommeln, sagte Hänschen; stellte sich ans Fenster, trommelte, zerbrach die Scheibe, und schnitt sich in die Finger.

Gust und Hänschen standen am Bache; über den Bach war ein Stab gelegt, und Gust sagte: da will ich über gehn!

Ich auch! rief Hänschen.

Beyde traten auf den Stab; wollten hinüber gehn, fielen aber beyde ins Wasser, und kamen nur so eben mit dem Leben davon.

Ich will mich rasiren, sagte Gust, der seines Vaters Barbierbecken stehen sah; seifte sich ein, und schabte die Seife mit einem Tischmesser wieder ab.

O ich will mich auch rasiren! rief Hänschen; seifte sich ein, nahm ein Messer, und schnitt sich in die Backen.

Da erzählte ihm sein Vater folgende Fabel:

Der Affe.

Ein drollig Eichhorn tanzt' in bunten
Und krausen Sprüngen hin und her.
Auf einer Eich', und war bald unten
Bald oben; hüpfte kreuz und quer,
Und machte Männchen fein und zierlich.

Das sah ein Aff'. Ein Affe ist,
Wie ihr schon aus der Fiebel wißt,
Vor allen Thieren gar possierlich.
Er sah das Spiel ein Weilchen an;
Schnell klettert' er die Eich' hinan,
Den Vorrang in Possierlichkeiten
Dem Eichhornnärrchen abzustreiten.

Er that dem Eichhorn alles nach,
Und machte Männchen; sprang behende
Von Zweig zu Zweigen; aber — ach!
Das Spiel nahm ein betrübtes Ende.
Wie konnt' es auch wohl anders seyn?
Der Affe fiel, und brach ein Bein.

Gereizt durch sein Gewinsel kamen
Die Affenbrüder allzumal,
Und hörten, wie des Bruders Quaal
Die weise Warnung anbefahl:
Nie fremde Thorheit nachzuahmen!

Tiegde.

33.

Die jungen Vögel.

Nicht weit von dem Hause, in welchem Elisabeth wohnte, war ein kleines Gehölz, mit Bäumen und Büschen, in welchem sie so gern war, und den Vögelchen zusahe, die in den Büschen und Zweigen fröhlich sangen und hüpften.

In diesem Holze saß Elisabeth eines Tages, und bemerkte, daß ein Vögelchen in einen Wachholderstrauch öfters hineinschlüpfte, und bald wieder heraus kam.

„Was doch das Vögelchen dort haben muß!" dachte Elisabeth, und ging näher an den Strauch, und stellte sich so hinter einen Baum, daß sie alles sehen konnte, ohne das Vögelchen zu stören.

Das Vögelchen kam und schlüpfte in den Strauch hinein, und jetzt sahe nun auch Elisabeth ein Nest, in

welchem junge Vögel waren, die die kleinen Schnäbel aufsperrten, und von den Alten gefüttert wurden.

Sie stand eine lange Weile, und sahe den Alten und den Jungen mit stillem Vergnügen zu.

„Fritz muß das auch sehen,“ sagte sie nun zu sich selbst, und ging, um es ihm zu sagen.

„Ich habe ein Vogelnest gefunden!“ rief sie ihm zu, als sie ins Haus kam; „komm, ich will es dir zeigen.“

„Ein Vogelnest?“ antwortete Fritz. „Das ist schön; ich habe so lange nach einem gesucht, und bin doch nicht so glücklich gewesen.“

Fritz sahe mit großer Freude die Alten und die Jungen. „Schwester, sagte er darauf, die Vögelchen muß ich haben!“

„Haben?“ antwortete die Schwester. — „Du willst sie den Alten wegnehmen?“

„Ja, sprach Fritz; da steck ich sie gleich mit dem Neste in einen Bauer, und hänge sie hinten an unser Haus. Dort finden sie die Alten gewiß, und füttern sie, bis sie groß sind.“

Elisabeth bat ihn, das nicht zu thun; „die Alten und die Jungen würden sich grämen, und stürben dann viel-

leicht; und wenn sie nun dort frören, oder beregnet würden, oder die Alten sie dort nicht fänden?"

Fritz meinte, sie habe nicht nöthig, so besorgt zu seyn; sie würden sich nicht gleich zu todte grämen; des Nachts, oder wenn es regnete, nähme er den Bauer in die Stube; und das Haus sey zu nahe, als daß die Alten ihre Kinder nicht finden sollten.

„Ach, sagte Elisabeth, was hilft ihnen das alles; sie sind ja dann doch nicht frey, und die Kleinen können nicht fort, wenn sie erwachsen sind. Nein, setzte sie hinzu, wenn du die Vögel dort wegnimmst, machst du mich traurig!"

„Traurig? erwiederte Fritz. — Nein, traurig will ich dich nicht machen; da laß ich lieber die Vögel."

Fritz ließ die Vögel in ihrem Strauche.

Löhr.

34.

Der naschhafte Rudolph.

„Heidelbeeren! Heidelbeeren!" rief ein Bauer, und hielt mit seinem Schiebkarrn vor dem Hause, worin der kleine Rudolph wohnte. Heidelbeeren aß Rudolph für sein Leben gern. Er hatte noch ein Dreyerchen von seinem Spargelde. Das willst du dazu anwenden, willst dir Heidelbeeren kaufen, dachte er bey sich selbst, und schnell wie der Wind, war er zum Hause hinaus, und zu dem Bauer mit dem Schiebkarrn hin. Als er sich die Heidelbeeren gekauft und sie in eine Papierdüte geschüttet hatte, fiel es ihm ein, daß es ihm von seinem Vater verboten war, sein Geld zu vernaschen. Die Heidelbeeren waren aber nun doch einmal gekauft, und seine Begierde, solche zu essen, wuchs augenblicklich. Er versteckte sich, und verzehrte sein Lieblingsgericht heimlich. Er wischte sich

den Mund fast blutig, damit man ihm nicht ansehen solle, was er gegessen habe. Er trat nun in das Zimmer. „Rudolph hat Heidelbeeren genascht! Rudolph hat Heidelbeeren genascht!“ riefen Rudolphs Brüder und Schwestern. „Was?“ rufte Rudolph dagegen: „wer kann das sagen? wer kann das behaupten?“ „Deine Lippen, deine Lippen verrathen dich,“ erwiederten Brüder und Schwestern. „Seyd ihr blind, oder was habt ihr mit mir vor?“ fragte Rudolph und stellte sich sehr unwillig. Und sein Geschwister führte ihn zu dem Spiegel. Dann wurde er über und über roth, als er die schwarzgefärbten Lippen recht deutlich wahrnahm. Seine Brüder und Schwestern lachten ihn aus. Er aber fiel ihnen um den Hals, und bat sie fast mit Thränen, daß sie dem Vater nichts sagen sollten. Sie versprachen es ihm, und Rudolphs Angst verminderte sich.

Claudius.

35.

Eduards Pferd.

Eduard hat so eben einen schönen neuen Wagen zum Spielen bekommen. —

Er fährt mit dem Wagen dahin und dorthin; er ladet Steine darauf, und ladet sie wieder ab; er setzt der Schwester ihre Puppen hinein, und nimmt sie wieder heraus.

Aber Eduard wird es bald müde, das Pferd zu machen, und auch den Kutscher. „Ich will unsern Spitz anspannen,“ sagt er zum Vater.

„Ich zweifle, antwortet der Vater, daß sich Spitz dazu wird bringen lassen. — Spitz ist schon zu alt und zu verdrießlich! Wenigstens, setzt der Vater hinzu, hüte dich, ihn mit Gewalt zu zwingen.“

Es wird schon gehen; denkt Eduard. — Er sucht sich einige alte Riemen und Stricke zusammen, und Spitz soll damit an den Wagen angespannt werden.

Spitz stellt sich sehr albern an, und will immer davon laufen. Der Knabe hält ihn, aber der Spitz zieht den Schwanz ein und legt sich auf die Erde, und thut überaus ängstlich.

Eduard ärgert sich; indessen gelingt es ihm doch, ein paar Riemen um den Leib des Hundes zu befestigen, einige Stricke daran zu binden, und an diese dem Wagen.

Spitz soll nun ziehen, aber Spitz bleibt liegen. Eduard liebkoset ihm — er redet ihm freundlich zu; er geht einige Schritte vorweg und lockt den Hund, aber der Hund geht nicht von der Stelle.

„Garstiges Thier!“ ruft Eduard unwillig nun aus, da seine Geduld aufgehört hat. Er packt den Hund am Halse beim Felle, um ihn mit Gewalt in die Höhe zu heben, und einige Schritte fortzuschleppen; aber Spitz wehrt sich und beißt einigemal dem Knaben grimmig in die Hand.

Mit lautem Geschrey kommt Eduard zu den Eltern.

Er erzählt ihnen sein Unglück, und zeigt die verwundete Hand. Die Hand blutet und die Mutter verbindet sie.

„Du hast meinen Rath nicht gut befolgt, spricht der Vater. Warum willst du es erzwingen, was gar nicht so nothwendig ist?“

Die Hand blieb drey Tage verbunden, und schmerzt den Knaben im Anfange ziemlich stark — und künftig mußte er wieder Pferd und Kutscher zugleich seyn.

Löhr.

36.

Die Peitsche.

Auf dem Sopha liegt Emilie und schlummert halb vor Mattigkeit: denn das arme Mädchen hatte erst so eben eine große Krankheit überstanden.

In der nämlichen Stube ist Franz, ihr jüngerer Bruder, mit seiner Peitsche, und klatscht aus voller Macht.

„Franz, lieber Franz! sagt Emilie, sey so gut und klatsche nicht hier in der Stube — sieh, es thut mir im Kopfe so weh!“

„Thut dirs weh? meine Mile, fragt bedauernd der liebe Knabe. — Da thut dirs weh?“ sagt er, und zeigt mit seinem kleinen Finger auf Emiliens Stirne.

„Ja da, antwortete Emilie; da thut mirs sehr weh, wenn du so heftig klatschest!“

„Will nicht mehr klatschen,“ sagt der Kleine; „will die Peitsche fortstecken!“

Er nimmt die Peitsche, macht die Ofenthüre auf, und steckt die Peitsche hinein, und befiehlt der Peitsche, ja nicht zu klatschen.

„Nicht wahr, liebe Mile, spricht er, nun kann dirs nicht weh thun?“ „Nein, nun kann mirs nicht weh thun,“ antwortete Emilie.

Nach einigen Tagen ist Emilie völlig gesund; der matte Schlummer und die Schmerzen im Kopfe bey jedem starken Geräusch haben sich verlohren, und Franz hat

während dieser Tage seine Peitsche nicht hervor geholt, und nur ein Paarmal des Tages hat er in den Ofen gekuckt.

„Willst du nicht deine Peitsche wieder holen und klatschen?" fragte ihn Emilie nun.

„Thut dirs auch nicht weh mehr?" sagt Franz. „Nein, war die Antwort, nun nicht mehr; ich bin nun völlig gesund."

Da holt Franz seine Peitsche wieder aus dem Ofen hervor. „Komm, Peitsche! sagt er, nun wollen wir klatschen!"

Und nun wurde gewaltig geklatscht.

Löhr.

37.

Die ehrliche Magd.

In einem Hause kam des Nachts Feuer aus. Alles lief herbei zu löschen und zu retten, und viele Hände waren

beschäftigt, den unglücklichen Besitzern des Hauses die Sachen herausschaffen zu helfen.

Am andern Tage, wie die Abgebrannten ihre Sachen ansahen, fehlte ihnen gar mancherley, was sie doch wirklich aus dem Feuer gerettet hatten, sie wußten aber nicht mehr, wem sie dasselbe anvertraut hatten.

Am empfindlichsten war ihnen der Verlust eines Beutels mit hundert Thalern, sie hatten ihn in der Angst einer Magd gegeben, die sie nicht kannten, und auf welche sie sich nicht wieder besinnen konnten.

Die meisten von den weggekommenen Sachen erhielten diese Leute nicht wieder, denn diejenigen, welche sie an sich genommen hatten, waren auch schlecht genug sie zu behalten. Aber die hundert Thaler bekamen sie wieder, denn die Magd war ehrlich. Eine andere Magd hatte sie zwar zu bereden gesucht, das Geld zu behalten, allein sie ließ sich durch all ihr Zureden nicht in ihrer Ehrlichkeit wankend machen. Nein, sagte sie, das Geld ist ja nicht mein — es wäre so schlimm, als ob ich es gestohlen hätte, wenn ich es behielte.

Die Eigenthümer des Geldes wollten der ehrlichen Magd eine Belohnung geben, aber sie nahm dieselbe

nicht an. Es ist ja meine Schuldigkeit, sagte sie, daß ich ihnen das Geld wiedergebe, es hat mir ja nicht gehört.

Löhr.

38.

Bist unverständig in der That: Folgst du nicht einem guten Rath.

Eduards Vater hatte gleich neben seinem Hause einen Garten, worin viele Bäume standen, auf denen schmackhaftes Obst wuchs. Es waren Kirschbäume, Maulbeerbäume, Aepfelbäume, Pflaumbäume, Himbeerensträuche, Johannisbeersträuche, Stachelbeersträuche und noch andere Sträuche und Bäume in diesem Garten.

Eduards größte Lust war, wenn er mit seinem Vater in den Garten gehen, und etwas von den Bäumen und

Sträuchern abpflücken konnte. Der Herbst war ihm lieber als der Frühling, denn im Herbste waren die Bäume voll, im Frühling nicht.

Eduards Vater ließ aber seinen Sohn nur reifes Obst essen. Das unreife Obst ist ungesund, sagte er oft zu ihm, und man wird davon krank, Das hörte wohl Eduard; aber er nahm es nicht zu Herzen.

Einmal mußte Eduards Vater im Herbste eine große Reise machen. Eduard hatte keine Mutter mehr, nur noch eine Großmutter. Diese bat der Vater, sie möchte doch so gut seyn, und auf den kleinen Eduard Acht geben, damit ihm kein Schaden geschehe; und zu Eduarden sagte er: Mein Kind, führe dich gut auf, und mache deiner Großmutter keinen Verdruß. Wenn ich zurückkomme, dann nehmen wir Aepfel und Birnen ab.

Eduard versprach, sich gut aufzuführen, und gab dem Vater zum Abschied einen Kuß. Darauf setzte der Vater sich auf einen Apfelschimmel und ritt davon.

Eduard ergriff die Hand der Großmutter, und sagte: Liebe Großmutter, sollst sehen, daß ich dir keinen Verdruß machen werde.

Das will ich sehn! antwortete die Großmutter.

Es waren schon vier Tage vergangen, daß Eduards Vater weggeritten war, und Eduard hatte der Großmutter noch nicht ein Bischen Verdruß gemacht; denn er führte sich ganz ordentlich auf, und was sie sagte, das that er pünktlich.

Am fünften Tage bekam Eduard einen Besuch. Wilhelm, sein bester Freund, kam zu ihm. Darüber hatte Eduard eine große Freude.

Die zwey Freunde erzählten sich mancherley, nahmen dann ein Dambret und spielten drauf.

Als das Spiel aus war, sprang Eduard auf, und sagte voller Freuden: Wilhelm! ich weiß, was wir jetzt thun! Wir gehn in unsern Garten, und tractiren uns da mit Aepfeln. Großmutter! rief Eduard, was meinst du dazu?

Aber die Großmutter gab keine Antwort; denn sie war nicht in der Stube. Sie hatte unter dem Schoppen was zu thun; dort war sie.

Ach! wo ist nur die Großmutter? sagte Eduard ungeduldig. Großmutter! Großmutter! rief er, so stark er konnte.

Aber die Großmutter meldete sich nicht.

Eduard wartete noch einige Minuten; allein da die Großmutter noch immer nicht kam, sprang er in die Kammer und guckte herum.

Das ist schön! rief Eduard, die Schlüssel vom Garten sind hier. Sie hängen oben am Schranke. Wilhelm! bring' doch hurtig einen Stuhl herbey, ich will sie herabnehmen.

Wilhelm brachte einen Stuhl; auf den stieg Eduard, und langte die Gartenschlüssel herunter. Nun, Wilhelm! rief er, nun flink in den Garten! —

Wilhelm und Eduard verließen die Stube; Eduard rief in dem Vorhause: Großmutter! wir gehn in den Garten und schmausen dort Aepfel! und nun gingen sie wirklich in den Garten.

Als man bey dem Garten angekommen war, nahm Eduard einen Schlüssel, und wollte die Gartenthüre aufschließen. Aber es ging nicht so schnell; er war nicht stark genug.

Probier's doch du, Wilhelm, sagte er. Aber auch Wilhelm konnte das Schloß nicht aufbringen.

Eduard und Wilhelm wollten wieder in die Stube

zurück kehren; da kam Herr Kluge, ein verständiger und braver Mann, vorbeygegangen.

Lieber Herr Kluge! sagte Eduard, willst du nicht so gut seyn und uns hier die Gartenthüre aufschließen?

Das will ich wohl thun, antwortete Herr Kluge. Aber was wollt ihr kleinen Männer in dem Garten machen?

Wir wollen Aepfel schmausen; sagte Eduard.

Hm! versetzte Herr Kluge, wem habt ihrs denn gesagt, daß ihr Aepfel schmausen wollt? —

Wir haben es uns selbst gesagt, antwortete Eduard. Mein Vater ist nicht zu Hause, und die Großmutter war auch nicht da, als wir weggingen; wir konnten es daher niemanden sagen.

Wenn ich euch rathen soll, sagte Herr Kluge, so schmauset keine Aepfel. Die Aepfel sind noch nicht reif, und wenn ihr sie jetzt schon eßt, so werdet ihr krank, und bekommt den — Durchfall. Seyd verständig und folgt meinem Rathe.

Hierauf ging Herr Kluge mit schnellen Schritten fort; denn er hatte nöthige Geschäfte.

Komm,

Komm, wir wollen wieder auf die Stube gehen, sagte Wilhelm zu seinem Freunde Eduard.

Warum nicht gar! versetzte Eduard. Wir sind nun einmal hier, wir müssen den Garten einen Besuch abstatten; und den Bäumen auch, versteht sich.

Hast du denn nicht gehört, was Herr Kluge sagte? sprach Wilhelm. Wir müssen doch seinen Rath befolgen; sonst bringen wir uns um unsre Gesundheit.

Ach, was! rief Eduard, Rath hin! Rath her! Herr Kluge hat uns nichts zu befehlen! glaubst du denn, daß man gleich krank wird? Ich habe schon viele Leute gesehen, die aßen unreifes Obst und blieben doch gesund! Komm du nur immer in den Garten. Wir schlagen uns einige Aepfel ab und essen sie, und damit holla! —

Da gingen beyde in den Garten.

Sieh her, rief Eduard, hier ist der Baum ganz voll. Die Aepfel dran sind etwas klein und bräunlich; sie heißen Tafelknechte; aber sie schmecken nicht übel. Eduard warf nun einen Knittel auf den Baum; da rollten wohl zwölf Tafelknechte herab. Hierauf schlug er auch einige große Goldäpfel ab.

Die Hälfte von den Aepfeln mußte Wilhelm annehmen.

Ich nehme sie wohl an, sagte er, aber ich esse sie gewiß nicht.

Sey kein Närrchen, sagte Eduard.

Und wenn du mich einen großen **Narren** heißt, versetzte Wilhelm, so esse ich die Aepfel doch nicht; sondern befolge Herrn Kluge's Rath; denn ich sehe ein, daß er sehr gut ist.

Du bist nicht gescheid, erwiderte Eduard, und biß einen Apfel an. Der Apfel hatte in der Mitte noch weiße Kerne, denn er war noch nicht reif; aber Eduard machte sich nichts daraus und aß ihn rein auf. Dann biß er den zweyten und dann den dritten an, und zu Hause aß er noch einen Goldapfel und drey Tafelknechte.

Wilhelm aber aß keinen einzigen Apfel. Da sagte Eduard noch einmal zu ihm: Wilhelm! du bist nicht gescheid.

Wilhelm verließ bald darauf seinen Freund Eduard und ging nach Hause.

Sagt mir, kleinen Leser! wer war verständiger, Wilhelm, der einen guten Rath befolgte, oder Eduard, der ihn nicht befolgte?

Wilhelm! werdet ihr alle ausrufen, Wilhelm war gescheidter! Eduard konnte sich ja dadurch, daß er Herrn Kluge's Rath nicht befolgte, eine Krankheit auf den Hals ziehen.

Aber wenn nun Eduard nicht krank wurde, was glaubt ihr denn, entschuldigt das Eduards Betragen? oder muß man ihn dem ohngeachtet einen unverständigen Menschen nennen? he, was meint ihr? — —

Eduard wurde wirklich krank. Er bekam die rothe Ruhr, und nur mit Mühe wurde er vom Tode gerettet.

Gz.

39.

Der kranke Heinrich und seine Gespielen.

Der kleine Heinrich war zwey Tage krank. Er lag in seinem Bettchen, und aß nicht und trank nicht.

Den ersten Tag kamen zwei Kinder an die niedrigen Fenster der Stube, in welcher Heinrich lag. Sie kuckten bald da und bald dort durchs Fenster, als ob sie etwas suchten.

„Was wollt ihr denn, Kinderchen?“ fragt Heinrichs Vater.

„Wo Heinrich ist?“ antworteten die Kinder. Jetzt bemerkt Heinrichs Mutter die Kinder. „Es sind Heinrichs Gespielen, aus der Nachbarschaft,“ sagt sie. „Heinrich ist krank!“ ruft sie den Kindern zu, „da liegt er im Bette!“

Heinrich richtet sich im Bette etwas auf, blickt die Kinder an, und — „bin krank!“ sagt er mit matter Stimme zu den Kindern.

Die Kinder gehen niedergeschlagen fort — sie hätten so gern mit ihm gespielt.

Am andern Tage kamen die Kinder wieder. „Heinrich noch krank ist?“ fragten sie. — „Ja wohl!“ antwortete ihnen die Mutter, „er liegt noch im Bette!“

Die Kinder sehen ihn traurig an, und gehen.

Sie kommen den dritten Tag! Heinrich ist wieder

gesund, und steht am Fenster, „Da bin ich!“ ruft er ihnen zu; „nun im Hof kommen! — nun spielen!“

Die Kinder kommen in den Hof. „Mutter, sagte Heinrich, gieb mir Birn! drei, und noch drei; will ich den Kindern geben!“

Die Mutter giebt ihm die Birnen; Heinrich nimmt sie, geht auf den Hof, und theilt sie den Kindern aus.

Jetzt spielen die Kinder fröhlich zusammen, und freuen sich, daß Heinrich gesund ist.

Jetzt merkt erst die Mutter, warum die Kinder nach Heinrichen gefragt hatten. Er hatte immer seine Aepfel und seine Birnen mit ihnen getheilt; darum spielten sie am liebsten mit ihm; und immer nur das Spiel, was Heinrichen am besten gefiel.

Löhr.

40.

Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in dem Klee
Mit ausgelaßner Freude.

Hop, hop! gings über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
Kind, rief die Mutter, Kind, halt ein,
Es möchte dir mislingen!

Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Berg auf, Berg ab, in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überspringen;
Seht da, es springt, und — bricht ein Bein,
Aus war nun Lust und Springen!

O liebe, muntre Kinder! schreibt
Dies tief in eure Herzen:
„Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen."

Bertuch.

41.

Die Himbeeren.

Karlinchen hatte in des Vaters Garten ein Plätzchen mit Himmbeeren bepflanzt. Die Himbeeren standen so schön

und voll, und die Zweige schwankten und bogen sich unter den rothen und weißen Früchten.

„Ihr sollt mir recht reif werden!“ sagte Karoline, „ehe ich euch abnehme! Dann will ich euch austheilen; dann sollen sich Lotte und Eduard freuen!“

Aber es kam eine stürmische Nacht; der Wind rauschte in den Bäumen, und der Regen fiel in vollen Güssen herab. — Karoline hatte nichts davon im Schlafe gehört.

Der Tag nach dieser Nacht war heiter und warm, und Karoline nahm sich vor, die Himbeeren heute zu pflücken. Sie ging zu dem Plätzchen, am Arm ein Körbchen, und unten im Körbchen Weinblätter.

Aber sie findet die Sträucher leer, — die schönsten Beeren fehlen, und nur die schlechten und unreifen sind noch vorhanden.

„O, meine Beeren! — wo sind die schönen Beeren! ruft das Mädchen traurig. — Nun ist meine Freude hin!“

Sie wußte nicht, wo die Beeren geblieben waren; sie glaubte, sie seyen gestohlen, sahe noch mit nassen Augen

die ledigen Sträucher an, und ging mit gesenktem Köpfchen davon.

Karoline setzte sich traurig mit ihrem Strickstrumpfe an ein stilles Plätzchen im Garten, und kann den Verlust nicht vergessen.

„Sie sind fort, sagt sie zu sich selbst; die besten sind fort."

„Wo ist denn Karoline? — fragt die Mutter nach einigen Stunden; so lange kann doch das Pflücken nicht dauern?"

Die Mutter sucht ihr Kind — und findet es. „Kind, sagte sie, warum so allein? — Ich denke, du pflückst deine Himbeeren, und willst uns damit beschenken?"

Die Thränen brachen aus den Augen des Kindes hervor. „Mutter, sagt es, die Himbeeren sind fort — wer weiß, wer sie genommen hat?"

„Genommen? — antwortete die Mutter; weißt du denn gewiß, daß sie jemand genommen hat?"

Karoline weiß es freylich nicht gewiß.

„Vielleicht, fährt die Mutter fort, hat sie der Wind abgeschüttelt, und der Regen abgeschlagen — wir haben diese Nacht starken Regen und Wind gehabt!"

„Was hilft es mir, Mutter, antwortet das Kind; dann sind sie ja auch alle verlohren!“

Die Mutter sagt: „komm nur!“ und geht mit Karolinen zu den Himbeersträuchern. Das Mädchen sieht unter die Sträucher! da liegt alles voller Himbeeren! Karolinens Augen werden heller, denn die Himbeeren sind größtentheils gut und schön.

Karoline liest auf, die Mutter hilft ihr; das Körbchen wird voll; Lotte und Eduard, und die Eltern werden beschenkt, und alles ist vergnügt und zufrieden.

„Siehst du! — sagt die Mutter, man kann manchem Uebel noch abhelfen, wenn man nur nicht gleich klaget und jammert, sondern sich erst bedenkt, ob nicht mehr zu helfen ist; und manches ist gar nicht so schlimm, als man im Anfange wohl denkt.“

Löhr.

42.

Ferdinand in Lebensgefahr.

Vater, sprach eines Tages der kleine, muntre Ferdinand, Vater, ich weiß, was ich heute thun will.

Das ist schön, antwortete der Vater, daß du es gefunden hast, womit du dich beschäftigen willst. Unbeschäftigt sollte eine Knabe niemals seyn.

Ich will, sprach der thätige Ferdinand, heute einmal wieder mahlen. Da hat mir Herr Lindau einen Kupferstich geschenkt, der soll von mir schön illuminirt werden.

Das ist brav, Ferdinand, sagte der Vater, das ist eine gute Beschäftigung für dich.

Ferdinand setzte sich hin, nahm den Kupferstich vor, und illuminirte ihn.

Zum Unglück hatte Ferdinand die gefährliche Gewohn-

heit angenommen, den Pinsel, mit welchem er mahlte, durch den Mund zu ziehen.

Auch jetzt that Ferdinand dieses. Er zog den Pinsel mehrmal durch den Mund, um ihn zu reinigen. Diese Gewohnheit kam ihm übel zu stehen. Die Farben, mit denen er mahlte, enthielten, wie so viele Mahlerfarben, Gifttheilchen, und Ferdinand vergiftete sich, ohne daß er es wußte.

Auf einmal wurde ihm sehr übel. Er empfand heftige Schmerzen. Sein Vater bemerkte dies, und kam sogleich auf die richtige Vermuthung, woher es käme. Schnell eilte er zu seiner Frau, und verlangte von ihr Milch. Er wußte, daß Milch ein gutes Hausmittel gegen Gift sey.

Aber die Frau hatte eben keine Milch vorräthig. Der Vater nahm daher schnell Seifenwasser mit Oel, und eilte zu Ferdinand. Wenn dir dein Leben lieb ist, rief er ihm zu, so trinke davon.

Ferdinand trank nun Seifenwasser mit Oel, und fühlte Linderung seiner Schmerzen.

Bald kam ein Arzt dem vergifteten Sohne zu Hülfe, und verordnete verschiedene Mittel. Es ist gut, sprach er zu dem Vater, daß Sie Ihrem Sohne schnell Seifen-

wasser mit Oel zu trinken gegeben haben. Das hat ihm vielleicht das Leben gerettet.

Die Arzneyen, die der Arzt verschrieben hatte, wirkten nach Wunsch, und Ferdinand wurde glücklich vom Tode errettet. Nie zog er wieder den Pinsel durch den Mund, wenn er mahlte.

Gz.

43.

Zum Laufen hilft nicht schnell seyn.

Zwey Knaben liefen nach einem Apfel, den sie von fern liegen sahen.

Ich kriege ihn gewiß, sagte der kleine Fritz, denn ich laufe geschwinder, als du, und indem er dieses sagte, war er seinem Gefährten auch wirklich schon um einige Schritte vorgekommen.

Aber was geschah?

Weil er über dem gar zu großen Eilen nicht vor sich sah, so fiel er über einen Zweig, der im Wege lag.

Wer kriegte nun den Apfel?

Nicht der Geschwindeste, sondern der Vorsichtigste.

E. R.

44.

Halte Kleid und Körper rein; Mußt kein schmutz'ger Junge seyn.

O lieber Vater! du nimmst mich doch auch mit zur Hochzeit? sprach Adam zu seinem Vater, Herrn Sommer.

Das ist eine große Frage, antwortete der Vater.

O nimm mich doch mit! sagte Adam bittend. Vater!

nimm mich doch mit! ich möchte gar gern mit dabey seyn. Wilhelm und Karl werden von ihrem Vater auch mitgenommen.

Das ist etwas ganz anderes, versetzte Herr Sommer. Wilhelm und Karl halten etwas auf sich; du wirst sie nie schmutzig sehen. Ihren Leib und ihre Kleider halten sie immer rein; sie gehen immer ordentlich, und man hat seine Freude an ihnen, wenn man sie ansieht. Du aber — ach! du hältst gar nichts auf dich; siehst immer so rußig aus, wie ein Rauchfangkehrer; man hat nur Schande, wenn man dich in eine Gesellschaft mitnimmt.

Adam hing' den Kopf und schlich sich davon. Er hatte manche gute Eigenschaften, unter andern lernte er viel; aber er sah zu wenig auf sein Aeußeres. Sein Gesicht, seine Hände und den Hals wusch er nicht immer, wie sichs gehörte; daher saß zuweilen viel Schmutz darauf, und er mußte oft die spottenden Worte hören: Ey! Adam! dein Gesicht sieht ja aus, wie ein Mistbeet, in welchem man Zuckermelonen ziehen könnte; dein Hals könnte mit Rettigen und deine Hände mit Gartenkresse besäet werden.

Nicht reiner hielt Adam seine Kleider; die sahen immer aus, als hätte er in denselben mit gewissen borstigen Hausthüren viel zu schaffen gehabt.

Fiel ihm etwas auf die Erde: bums! da kroch er darnach auf seinen Knieen, ohne sich etwas unterzulegen.

Schrieb er, so waren seine Hosen, seine Hemdkrausen und seine Finger sogleich schwarz punktirt; und bey Tische aß er so nachläßig, daß er immer seine Hemdkrause und die Weste mit Suppe oder Brühe begoß, oder etwas von dem fetten Gemüse darauf fallen ließ.

Hatte er fette oder nasse Hände, so wischte er sich nicht an der Serviette oder dem Schnupftuche, sondern an der Weste ab.

Wenn Adam in das Freye kam, so kugelte er sich in seinen Kleidern herum, ohne vorher nachzusehen, ob nicht Schmutz da sey; kurz, Adam war ein unreinlicher, schmutziger Junge, der seine Kleider schlechterdings nicht zu schonen wußte, und der daher in keiner ordentlichen Gesellschaft wohlgelitten war.

Herr Sommer hielt sich oft über seinen unreinlichen Sohn auf; aber Adam änderte sich nicht, er blieb der schmutzige Junge, der er war. Aber dadurch schadete er

sich

sich selbst. Kein ordentlicher Knabe wollte mit ihm umgehen, seine Kameraden waren auch unreinliche, schmutzige Jungen; denn gleich und gleich gesellt sich gern.

Es that dem unreinlichen Adam sehr weh, daß der Vater ihn nicht mit zur Hochzeit nehmen wollte. Er wiederholte seine Bitte, und der Vater ließ sich endlich von ihm erbitten. Nun, sagte er, kannst mitkommen. Ziehe dich reinlich an, mache deine Haare in Ordnung, wasche dich und komm mir nach; denn ich muß jetzt schon fort; ich kann auf dich nicht warten.

Adam freute sich sehr, daß er nun auch an der Hochzeit Theil nehmen könnte. Er zog ein weißes Hemd und sein neues Kleid an; auch bat er sich ein Stück Seife aus, und wusch Hände, Gesicht und Hals ganz rein.

Nun bin ich fertig, sagte er darauf, ich will jetzt abmarschiren.

Die Hochzeit wurde in dem nächsten Städtchen gehalten; dahin marschirte nun Adam.

Unterweges begegnete ihm eine Frau, die hatte einen Korb auf dem Rücken, und in diesem Korbe Pflaumenkuchen.

Adam aß den Pflaumenkuchen außerordentlich gerne. Er kaufte sich daher ein großes Stück, setzte sich damit auf den ersten besten Platz, und nun begann ein appetitlicher Schmaus.

Adam biß zu, als wenn er in vierzehn Tagen nichts gegessen hätte. Er bekam einen rothbraunen Schnautzbart; auch seine Nase blieb nicht verschont; an der Spitze derselben präsentirte sich ein rothbraunes Punktum. Auf die Hemdkrause fielen auch einige Klümpchen, und sie sahe daher gesprenkelt aus. Die Hände wischte Adam an den reinen Hosen ab, und sie bekamen Schmutzflecken.

Als Adam mit dem Pflaumenkuchen fertig war, sprang er auf von seinem Sitze, und bemerkte erst jetzt, daß er auf Kuhmiste gesessen hatte.

Er fing jetzt an zu laufen. Ich muß galoppiren, rief er, damit ich nicht zu spät komme, und man nicht auf mich zu warten braucht.

Adam sah nicht, wohin er sprang; er setzte durch dick und dünn, und bespritzte seinen ganzen Anzug.

Mit einem rothbraunen Schnautzbarte, einer punktirten Nase und vollbespritzten Kleidern kam endlich Adam vor dem Hause an, in welchem die Hochzeit gehalten

wurde. Er freute sich schon auf den herrlichen Schmaus, der gegeben wurde.

Adam trat in den Hof des Hochzeithauses; dieser war voll von Bedienten und armen Kindern. An der Hauptthüre stand ein Mann, der ließ niemanden von dem herbeygeströmten Volke hinein; damit es nicht die Gäste stören möchte.

Adam wollte gleich in den Saal laufen, wo die Gäste versammelt waren; allein der Mann, der bey der Thüre Wache stand, rief: Halt! was willst du Junge hier haben? —

Da guckte Adam mit verächtlicher Miene den Mann an und gab keine Antwort; sondern wollte mit Gewalt in das Haus hineingehen. Aber der Mann nahm ihn beym Arme und tummelte ihn einige Schritte von der Thüre weg. Du hast hier nichts zu thun! rief der Mann.

Wohl hab' ich was zu thun! antwortete Adam mit einer weinerlichen Stimme.

Und was hast du im Hause zu thun? fragte der Mann, die Teller abzulecken, he?

Alle Bedienten und armen Kinder, die im Hause wa-

ren, lachten überlaut, und versammelten sich um Adam herum.

Adam wurde blutroth im Gesichte. Wisse, unhöflicher Mann! versetzte er, ich bin des Herrn Sommers Sohn.

Alle lachten noch lauter. Du, des Herrn Sommers Sohn? sagte der Mann; des artigen reichen Herrn Sommers Sohn? he! kleines Schmutznäschen, willst du uns eine Nase drehen! Herr Sommer kann keinen so besudelten Schmutzjungen haben. Du gehörst dort in jenen Stall, und nicht in eine ehrbare Gesellschaft. Nur fort mit dir!

Adam wußte nicht, was er antworten sollte. Ich bin aber doch des Herrn Sommers Sohn, stammelte er und heulte. Da er aber nur ärger ausgelacht wurde, so schlich er sich zum Thore des Hofes hinaus, und blieb in dem Garten stehen, der dicht dabey lag.

Herr Sommer hatte gehört, was vorgefallen war. Er verließ ganz im Stillen die Gesellschaft, und ging zum Hofe hinaus. Er sah hierauf im Garten seinen Adam, schluchzend in einem Winkel stehen. Er ging zu ihm,

und sah ihn mit ernsthafter Miene vom Kopfe bis zu der Ferse an.

I du säuischer Mensch! rief er zornig, wie getraust du dich, so besudelt hierher zu kommen? Du machst deinem Vater nur Schande. Marsch! fort mit dir nach Hause! —

Adam ging weinend nach Hause, und der Vater kehrte zur frohen Gesellschaft zurück, unwillig über seinen unreinlichen Sohn.

Dieser Vorfall machte auf Adam einen gewaltigen Eindruck. Er nahm sich vor, von nun an ordentlicher und reinlicher zu seyn. Allein es ging nicht so schnell. Böse Gewohnheiten kann man sich nicht so leicht wieder vom Halse schaffen. Adam wurde zwar etwas reinlicher, aber nicht so reinlich und ordentlich als Wilhelm und Karl.

Adam wurde vierzehn Jahre alt. Eines Tages rief ihn der Vater zu sich auf die Stube und sagte: Mein Sohn! es ist nun Zeit, daß du dich zur Erlernung eines Handwerks oder einer Kunst entschließest. Sage mir nur, was willst du werden? wozu hast du die meiste Lust? —

Vater! antwortete Adam, ich wünschte ein Kaufmann zu werden.

Einige Tage darauf ritt Herr Sommer in die nächste Stadt, und besuchte hier einen reichen und berühmten Kaufmann. Er hieß Herrmann. Diesen fragte Herr Sommer, ob er nicht geneigt wäre, seinen Adam in die Lehre zu nehmen? —

Ich will die Sache überlegen, antwortete der Kaufmann.

In einer Woche kam jemand auf einem hübschen Fuchse vor das Haus des Herrn Sommers geritten. Der fremde Herr stieg vom Pferde und trat in die Stube. Willkommen, bester Herr Herrmann! rief Adams Vater ihm entgegen; ich freue mich, daß Sie uns besuchen!

Herr Herrmann sagte, er wäre gekommen, um den Sohn des Herrn Sommers zu sehen.

Adam mußte gleich erscheinen. Er sah wieder unreinlich aus. Sein Rock war unten schmutzig, sein Haar nicht gut durchgekämmt, und die Finger waren mit Tinte gefärbt. Herrmann sah ihn mit einem scharfen Blicke an und sagte: Hole mir doch einmal deine Schreibebücher

herbey, Adam! damit ich sehe, wie weit du es im Schreiben gebracht hast.

Adam holte seine Schreibebücher herbey. Herr Herrmann blätterte sie durch, und die Schrift gefiel ihm ganz wohl; aber etwas darin gefiel ihm nicht, nehmlich die Tintenkleckse, die er in Menge fand, und die vielen zerrissenen Blätter.

Als Adam aus der Stube ging, sagte Herr Herrmann zu dem Vater desselben: lieber Herr Sommer! Ich kann Ihren Sohn nicht in die Lehre nehmen. Ich liebe Ordnung und Reinlichkeit, diese Eigenschaften scheinen aber Ihrem Sohne zu mangeln. Ein Kaufmann besonders muß ordentlich und reinlich seyn.

Herrn Sommer kränkte es sehr, daß er einen solchen Sohn habe. Er sprach mit einem andern Kaufmanne, und dieser entschloß sich, den Adam in die Lehre zu nehmen. Aber in vierzehn Tagen schickte er ihm wieder zum Vater zurück, und schrieb diesem, Adam liebe zu wenig Ordnung und Reinlichkeit, und er könne ihn daher nicht länger bey sich behalten.

Adam war voll Verzweiflung und Scham. Er getraute sich kaum, zu seinen Vater zurück zu kehren, son-

dern wollte in die weite Welt gehen. Aber was sollte so ein Mensch in der weiten Welt machen? Voll Betrübniß und Scham kehrte er ins väterliche Haus zurück.

Alle, die es hörten, daß Adam zurück gekommen sey, sagten: das ist ein schlimmes Zeichen, daß Adam von so einem braven, vernünftigen Kaufmanne zurück geschickt wird, und überall, wo Herr Sommer anfragte, ob man nicht seinen Sohn in die Lehre nehmen wollte, erhielt er abschlägige Antwort. Man wollte einen unordentlichen Menschen nirgends annehmen.

Endlich gelang es Herrn Sommer, einen Eisenhändler zu bereden, seinen Sohn in die Lehre zu nehmen. Aber der Eisenhändler machte die Bedingung, daß Adam nicht mit ihm an einer Tafel, sondern mit dem Gesinde essen sollte.

Aber auch da, sagte der Eisenhändler, muß sich Adam ordentlich und reinlich betragen, denn mein Gesinde ist an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt. Sehe ich, daß Adam sich als ein ehrliebender, artiger Mensch beträgt: so werde ich ihn dann mit mir an einer Tafel speisen lassen.

Herr Sommer mußte noch obendrein dem Eisenhänd-

ler eine ziemlich große Summe Lehrgeld für Adam zahlen; doch war er froh, daß der Eisenhändler ihn nur annahm.

Ein halbes Jahr aß Adam mit dem Gesinde des Eisenhändlers, und bekam, wegen seiner Unordentlichkeit und Unreinlichkeit, manchen harten Verweis. Er weinte oft bitterlich darüber, und es gereuete ihn sehr, daß er sich diese Fehler nicht gleich in seiner frühern Jugend abgewöhnt hatte. Mit vieler Mühe gewöhnte er sich nach und nach an Ordnung und Reinlichkeit. In einem halben Jahre war sein Herr schon mehr mit ihm zufrieden und ließ ihn mit sich an einem Tische essen.

Adam fühlte sich noch einmal so froh, glücklich und zum Guten aufgelegt, als er ordentlich und reinlich war, und er hat nachher immer die Reinlichkeit und Ordnungsliebe als große Beförderungsmittel der Rechtschaffenheit und des frohen Sinnes empfohlen.

Drum liebt, ihr Kleinen! allezeit
Die Ordnung und die Reinlichkeit.

Gz.

45.

Die Täubchen.

Der kleine Ludwig saß auf der Schwelle der geöffneten Hausthür, und aß sein Butterbrot. Da kamen zwei schöne weiße Täubchen mit schwarzen Köpfchen, nahe an ihn heran.

„Kommt her, lieben Thiere, sagt der kleine Knabe, — ich will euch füttern!" und indem er es sagt, bricht er von seinem Brote ein Bröckchen nach dem andern ab, und wirft es den Täubchen hin.

Die Täubchen pickten mit ihrem Schnabel die Bröckchen auf, und kamen immer näher und näher.

Das eine Täubchen wagt sich endlich dicht, ganz dicht an Ludwigen heran; es läßt sich von seinen kleinen Händen streicheln, und es wird so dreist, von seinem Butterbrote ein Stückchen nach dem andern abzupicken.

„Willst du mitessen?“ sagte der Kleine, und hält sein ganzes Butterbröt dem zahmen Thierchen hin. Er lockte auch das andre Täubchen, das aber schüchtern sich einige Schritte entfernt hielt.

Heimtückisch hatte der Hauskater hinter Ludwigen gesessen und gelauert. Plötzlich springt er zu und packt mit seinen scharfen Krallen den Hals des pickenden Täubchens. Der Knabe schreit laut — seine Geschwister, Karoline und Lotte, springen eiligst herbei; sie schlagen den Kater, sie jagen ihm seinen Raub ab.

Das Täubchen ist gerettet; aber an dem weißen Halse quillt das Blut hervor. — Wie bedauerten die Kinder das arme Thier; sie streichelten und sie liebkoseten es, sie untersuchten seine Wunde, und wußten doch nicht, wie sie die Wunden heilen konnten.

Die andere Taube hatte den verwundeten Gespielen nicht verlassen. Sie war ins Haus geflogen, hatte sich dort auf ein Fenstergesims gesetzt, und sahe traurig zu.

„Wem müssen nur die Täubchen seyn?“ sagten die Kinder; „wir wollten sie hintragen; — vielleicht könnte ihr Herr dem armen verwundeten Thiere helfen.

Man fragte in der Nachbarschaft — die Tauben gehörten einen armen Knaben, welcher sich dieselben aufgezogen, und sie mit seinem Brote gefüttert hatte.

Der gute Knabe jammerte und wehklagte, daß seine liebe Taube verwundet war; aber wie er die Wunde gesehen hatte, da freute er sich. — „Es ist nicht tief gegangen, sagte er, in einigen Tagen wird alles wieder gut seyn!"

Die Kinder erkundigten sich des Tages mehrere male, was das kranke Täubchen mache, und hörten immer gute Nachrichten.

Am vierten Tage darauf wollte Karoline eben gehen, und sich erkundigen — aber beide Täubchen waren schon auf dem Hofe. „Sie sind da! sie sind beyde da!" rief sie, indem sie hastig in die Stube trat; und alle Kinder verstanden recht gut, wer da wäre, und liefen freudig hinaus, die lieben Gäste zu bewillkommen, und sie mit Brot und Gerste zu füttern.

Die Tauben kamen täglich auf den Hof, sie waren die Lieblinge der Kinder geworden, und empfingen immer aus

der Hand derselben ihr Futter, und wenn dann der Kater sich sehen ließ, so würde er von allen verjagt.

Lohr.

46.

Anton und Philipp.

Anton und Philipp waren jeder mit einem kleinen hölzernen Wagen von ihrem Onkel beschenkt worden. Das gab nun für sie ein unterhaltendes Spiel. Anton lud auf den seinigen bald Gras, bald Stroh, und spannte dann den Hauspudel vor. Caro ließ sich alles gefallen, was Anton mit ihm vornahm. Er ging gelassen, wie ein Pferd, in dem kleinen Wagen, und folgte aufs Wort, wohin ihn Anton lenkte. Caro sah sich oft recht freundlich rückwärts nach seinem kleinen Fuhrmanne um, als

wenn er zu ihm sagen wollte: Mache ichs so recht? — Philipp dachte, Caro müsse eben so gefällig gegen ihn seyn, als gegen seinen Bruder. Aber Philipp hatte sich sehr geirrt. Caro achtete auf die guten Worte nicht, die ihm Philipp gab. Ehe man sichs versah, war Caro davon gelaufen. Philipp holte den Pudel wieder, wollte ihn einspannen; aber Caro ließ sichs nicht gefallen, und stellte sich so dumm und albern an, als wäre er im Leben in keinem Wagen eingespannt gewesen. Philipp schlug mit der Peitsche nach ihm. — Einen, zwey, drey Schläge hielt er geduldig aus; bey dem vierten knurrte er, und machte ein böses, böses Gesicht. Philipp gab ihm den fünften Schlag, und Caro fuhr auf Philipp los, und hätte ihn beynahe in die Hand gebissen. „Du tückisches Thier, sagte Philipp, sollst nun auch die Ehre nie wieder haben, meinen Wagen fahren zu dürfen.“ Als er den Caro so ausschalt, schlich Lips, die Hauskatze, herbey. „Lipschen! Lipschen!“ lockte Philipp die Katze freundlich an sich. Lips kam, schmeichelte sich an Philipp recht gutmeinend an, und streichelte ihn mit ihrem Schwanze. Rasch griff Philipp nach ihr, und ehe sie sichs versah, war sie an den kleinen Wagen angespannt.

Philipp hatte einen schönen Husaren in den Wagen gesetzt, und sagte zu Caro: „Siehst du, das hast du nun davon — nun fährt Lips meinen schönen Husaren mit der prächtigen Uniform und dem großen Schnurrbarte.“ Caro aber hörte das ganz gleichgültig an. Einige Schritte weit zog Lips recht gut. Philipp hatte tausend Freude darüber, und sagte zu Caro wieder, der noch ganz zornig da lag: „Siehst du, daß Lips ein gescheuteres Thier ist, als du dummer Pudel.“ Kaum hatte er aber ausgesprochen, so machte Lips einen so gewaltigen Bogensprung, daß der Wagen wohl in zwanzig Stücke zertrümmerte, und der Husar so erbärmlich vom Wagen fiel, daß sein ganzes Gesicht zerkratzt, und Arm und Bein zerbrochen war. Und, hast du nicht gesehn! lief über Hals und Kopf Lips auf und davon. Da stand nun Philipp da, und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Wie böse war er jetzt auf Lips, dem er doch kurz zuvor so sehr gelobt hatte. „Wer auch einer Katze so etwas zumuthen will,“ sagte Anton, und hatte sehr an sich zu halten, daß er nicht über laut lachte. „Warum gehorcht dir nun Caro aufs Wort und mir nicht?“ fragte Philipp. „Necke ihn weniger und behandle ihn überhaupt

besser, so wird er so freundlich gegen dich seyn, als gegen mich," erwiederte Anton. Philipp that, was ihm sein Bruder gerathen hatte. Es hielt zwar Anfangs schwer, ehe Caro zu Philipp Zutrauen faßte; endlich aber ward er gegen ihn eben so gefällig, und bezeigte sich gegen ihn eben so gehorsam, als gegen Anton, und machte ihm mancherley Spaß.

Claudius.

47.

Das Möpschen.

Frau Maienthal ging mit ihren Kindern spatzieren, und führte Minchen, das jüngste unter allen, an der Hand. Minchens kleines Möpschen ging mit, denn Möpschen war immer bey Minchen, und Minchen hatte Möpschen lieb, und fütterte es immer aufs beste.

Möps-

Möpschen freute sich, daß es spatzieren ging. Es lief eine große Strecke voraus, und kam wieder zurücke, und bellte vor Freuden dazu, und Minchen sahe es mit Vergnügen, wenn es zurück kam, und zutraulich an ihr hinauf sprang.

Der Weg führte an einem Hause vorbey, vor welchem ein niedliches Spitzchen stand.

Möpschen und Spitzchen blieben vor einander stehen, sie sahen sich an, sie berochen sich, und in zwey Augenblicken waren sie völlig bekannt, und spielten zusammen, wie alte Bekannte.

Möpschen und Spitzchen jagen sich, sie laufen nun einer um den andern herum, sie springen an einander hinauf, halten sich mit den Vorderpfoten umfaßt, und tanzen auf den Hinterbeinen.

Minchen freut sich über das Spiel der kleinen Hunde. „Seht, ruft sie, die können tanzen! die spielen schön!" — Mutter und Kinder bleiben eine Weile stehen, und sehen gerne dem Spiele zu.

Minchen hat sich satt gesehen. „Komm, ruft sie Möpschen zu, komm, wir müssen ja weiter!"

Möpschen kommt und Spitzchen geht mit. Minchen freut sich darüber. Aber Spitzchen kehrt bald wieder um, und will nicht von seinem Hause fort, und Möpschen kehrt mit ihm um.

Das Kind ruft und lockt den kleinen Liebling, aber er kommt nicht und hört nicht. — Es kehrt auch wieder um, und geht zu den Hunden.

„Komm, sagt es sanft, komm, schöne Möppe! komm, liebe Möppe! sey so gut! — bitte dich schön!“ Möpschen sieht Minchen freundlich an, er springt an ihr hinauf, aber er kehrt sogleich wieder zu Spitzchen um.

Minchen bittet noch freundlicher. „Willst du so gern spielen? sagt sie; komm doch, ich will auch mit dir spielen!“

Möpschen hört gar nicht mehr; die Kleine wird unwillig; sie hebt den kleinen Finger drohend ein wenig in die Höhe, „und wenn du nicht kommst, böse Möppe, sagte sie, so will ich dich schlagen.“

Möpschen kommt dennoch nicht. Das Kind geht betrübt fort, es sieht sich mit jedem Schritte nach Möpschen um, das aber nicht nachfolgt. „Mutter, sagt es traurig, Möppe will nicht kommen!“

„Laß ihn nur, antwortete die Mutter, er wird schon nachkommen. Laß ihn nur, sagten die Brüder, er will nur gern einmal spielen. Er hat zu Hause kein Hündchen, mit dem er spielen kann!"

Minchen will Möppen gern spielen lassen, aber noch lieber will sie ihn bey sich haben; sie sieht sich um, sie fragt, ob er nun nicht bald komme; und die Brüder trösten sie, wenn sie zurückgingen, würden sie ihn schon finden, da hätte er sich satt gespielt, da ginge er dann wieder mit ihnen.

Der Spatziergang ward gemacht; man kehrte wieder um, man kam wieder an das Haus, wo das Spitzchen war, und weder Spitzchen noch Möpschen waren da. Da fürchtete die Kleine, sie würde Möpschen nicht wieder bekommen. „Ach, Mutter, sagte sie fast weinend, meine Möppe ist fort."

Mutter und Bruder redeten der Kleinen aufs beste zu. Sie sagte ihr, Möppe käme gewiß wieder, er wisse den Weg nach Hause recht gut; wenn er auch erst zu Abend käme; und wenn er nicht sollte kommen, da wollten sie ihn überall suchen, und würden ihn ganz gewiß finden!

Das Zureden half wenig bey dem Kinde! „Ach, er ist fort! sagte sie traurig, meine Möppe ist fort!" und ging still und betrübt zu Hause.

Im Hofe und im Hause suchte das Kind nach ihrem lieben Hündchen, und fand es nicht.

„Ach, liebe Möppe, rief das Kind, du kommst mir nicht wieder!"

Die Brüder wollten mit der Kleinen spielen — ihre liebsten Spiele boten sie ihr an, aber sie wollte nicht. „Nein, sagte sie, Möppe ist fort!"

Eine Stunde und noch eine stand das Kind an der Hausthür, und sahe die Straße hinauf und hinunter, aber Möppe kommt noch nicht.

Es ist Abend geworden; Minchen sitzt beym Abendessen stumm und traurig — da kratzt es an der Hausthür, und winselt und pfeift. „Das ist meine Möppe!" ruft Minchen, läuft hinaus und macht auf.

Möppe wars wirklich; er sprang an Minchen hinauf. Das Mädchen trägt den Hund auf ihren Armen in die

Stube, sie streichelt und liebkoset ihn, sie giebt ihm zu fressen, und ist wieder fröhlich.

„Sieh, sagte der Bruder, hast du dich nicht umsonst gegrämt?“

Löhr.

48.

Der muntre Fritz.

Fritz war ein muntrer Knabe, und viele Menschen hatten ihn deshalb lieb. Aber bisweilen ging seine Munterkeit zu weit. Gern sprang er auf Wiesen und in Gärten herum, und sah dabey nicht, wohin er trat. Es traf sich daher zuweilen, daß er in eine Pfütze sprang, und sich die Kleider bespritzte, oder daß er an einem Strauche hängen blieb, und bald die Hosen, bald das Jäckchen zerriß.

Oft machte ihn sein Vater auf diese Unachtsamkeit aufmerksam. Fritz, sprach er, du treibst es zu bunt, du siehst fast nie, wohin du trittst, und verdirbst dadurch die Kleider, mir aber machst du Verdruß, und schadest meinem Beutel. Nimm dich in Acht, sonst muß ich böse auf dich werden.

Sprach der Vater in diesem Tone, so hing Fritz sein Köpfchen, und es schien, als werde er sich bessern. Aber nach einer Stunde hatte der kleine Wildfang gewöhnlich alles wieder vergessen.

Eines Tages hatte Fritz eine große Freude. Er bekam ein ganz neues Kleid, das ihm sehr gut ließ. Wie er da in die Hände klatschte! wie freundlich er schmunzelte! wie laut er jubelte!

Ein neues Kleid hast du wohl, sagte der Vater zu Fritz, aber wie lange wird es rein und ganz seyn?

O das will ich gewiß recht sehr schonen, rief Fritz, du sollst sehn, Vater, daß ich das thue!

Das werde ich sehen, sprach der Vater, und ermahnte Fritzen ernstlich, sein Kleid zu schonen.

Der Vater hatte außer dem Hause Geschäfte, und entfernte sich. Nach einer Stunde kehrte er zurück.

Fritz, sagte er, heute Nachmittag soll es für dich eine Freude geben. Wir sind zu Herrn Sommer eingeladen. Seine Söhne, deine Freunde, verlangen nach dir. Wenn ich wüßte, daß du dich artig aufführtest, so nähme ich dich mit.

O schön! schön! lieber Vater, rief Fritz. Ich will recht artig seyn; nimm mich nur mit. O das soll eine Lust geben! bey Sommers bin ich am liebsten.

Du sollst also mitgehen. Wahrscheinlich wird uns Herr Sommer in seinen Garten führen.

Fritz sprang zu dem Vater hin, und küßte ihn. Herrlich! herrlich! rief er, das soll ein fröhlicher Nachmittag werden.

Als es Nachmittags drey Uhr schlug, sagte der Vater zu dem muntern Fritz: Wohlan, mein Sohn! mache dich fertig! Herr Sommer wartet vielleicht schon auf uns. Wir müssen eilen.

Da schlug Fritz freudig in die Hände, sprang zur Mutter, küßte ihr die Hand, und rief: adjeu, liebe

Mutter, adjeu! bald siehst du mich nicht mehr; aber wenn es finster wird, bin ich wieder bey dir!

Adjeu, mein Sohn, sprach die Mutter, führe dich gut auf, damit ich keine Klagen höre.

Jetzt verließen Vater und Sohn das Haus.

Fritz war voll Freude. Mit den Söhnen des Herrn Sommer wollte er sich einmal wieder recht angenehm unterhalten. Schon dachte er über die Spiele nach, die sie im Garten vornehmen könnten.

Es währte nicht lange, so begegnete Fritzens Vater ein guter Bekannter. Beyde blieben stehen und sprachen mit einander. Fritz erblickte in einer Entfernung eine Menge Knaben, die an einem Sumpfe standen und jubelten.

Fritz bekam Lust, sich unter die Knaben zu machen, und da zu sehen, was sie trieben.

Ohne den Vater vorher um Erlaubniß zu bitten, eilte Fritz so schnell davon, daß es der Vater nicht bemerkte. In wenigen Augenblicken war er bey den Knaben.

Was giebts? was giebts? fragte der neugierige Fritz.

Siehst du nicht, sprach einer von den Knaben, wie die Kröten mit ihren Köpfen hervor gucken?

Hahaha! rief Fritz, das ist spaßig, das sieht possierlich aus!

Um alles recht genau zu sehen, drängte sich Fritz durch die andern, und wollte auf die entgegengesetzte Seite des Sumpfes eilen. Dabey war er aber so unachtsam, daß er ausglitt, und bis an den Unterleib in den Sumpf fiel.

Ein Frosch! ein Frosch! ein mächtiger Frosch! schrieen ein Paar muthwillige Knaben, und lachten über Fritzens Unfall laut auf. Die andern aber blieben ernsthaft und hatten mit Fritzen Mitleid. Auch sagten sie zu den zwey Lachern: das ist häßlich, daß ihr darüber lachen könnt; das zeigt von keinem guten Herzen.

Fritz war vor Schrecken außer sich. Er bat die Knaben, sie möchten ihn herausziehen, aber keiner wagte es, weil jeder befürchtete, auch in den Sumpf zu fallen.

Fritzens Vater vernahm bald, was mit seinem Sohne vorgefallen war. Er eilte herbey. Leichtsinniger Mensch! sprach er mit finstrer Miene, als er Fritzen im Sumpfe erblickte, du machst mir viel Freude!

Fritz fing an zu weinen. Ein Parr Männer holten ihn aus dem Sumpfe. Wie garstig sah er aus! Bis

zur Hälfte seines Körpers war er mit zähem Schlamm bedeckt.

Unwillig wandte sich der Vater von ihm, und sagte in zornigem Tone: nun gehe gleich nach Hause, und komme mir heute nicht wieder unter die Augen.

Fritz jammerte: lieber, lieber Vater! verzeihe mir! Ach, laß mich zu Herrn Sommer! Ich will mich schnell umkleiden, und dir nachkommen.

Aber der Vater hatte für diese Bitten keine Ohren. Ein so unbedachtsamer Mensch, sprach er, verdient nicht, daß er in die Gesellschaft verständiger, wohlgesitteter Menschen komme.

Der Vater ließ Fritzen stehen, und ging davon. O weh, du armer Fritz! sagten einige Knaben. Beschämt schlich sich Fritz nach Hause.

Wie sehr erstaunte die Mutter, als sie Fritzen erblickte. Auch von ihr mußte er manches strafende Wort hören. Das war für Fritz ein qualvoller Nachmittag! Mehrere Tage machte ihm der Vater kein freundliches Gesicht, worüber sich Fritz sehr grämte. In Zukunft war er vorsichtiger.

Gz.

49.

Der unglückliche Wurf.

Otto und Eduard sind zusammen im Garten. Eduard geht im Garten umher; Otto wirft mit Steinen nach einem abgestorbenen Baume, und trifft ihn nicht.

„Laß jetzt das Werfen, lieber Otto," bittet sein Bruder, „du könntest leicht mich treffen; du wirfst immer fehl!"

„Ei, antwortete der Bruder, ich werde ja dich nicht treffen; ich werde mich schon in Acht nehmen!"

Otto sammelt sich einen ganzen Haufen Steine, und wirft nach dem Baume, und wird immer eifriger im Werfen, je weniger er den Baum trifft. — Eduard bittet aufs neue, aber vergebens.

„Wenn ich nur erst sechsmal werde den Baum getroffen haben, dann will ich aufhören," antwortet Otto.

„Das ist ein gefährliches Spiel für mich," denkt Eduard, und will an einen Platz gehen, wo er ganz gewiß vor den Fehlwürfen des Bruders sicher ist.

Indem er dahin gehen will, fliegt aus Otto's Hand ein stark geworfener Stein. Der Stein trifft einen andern Baum, in dessen Nähe Eduard war, prallt von dem Baume ab, und schlägt an Eduards Schläfe.

„Ach Otto!" schreit Eduard, taumelt, und sinkt leblos auf den Rasen hin.

Otto eilt zu ihm hin, mit Todesangst. Eduards Schläfe blutet, sein Gesicht ist bleich, und keine Spur von Leben an ihm.

Otto erstarrt; seine Hände zittern, seine Knie wollen einbrechen, und er kann sich kaum auf seinen Füßen erhalten. „Ach Gott, stammelt er, ach Gott! Eduard, wach auf!"

Der unglückliche Otto rüttelt den Bruder mit seinen zitternden Händen; er will den Kopf des Bruders aufheben, aber der Kopf sinkt wieder nieder; er bemüht sich das Blut zu stillen — aber es ist umsonst.

„Er ist todt! Eduard ist todt!" stottert Otto, und will entfliehen, aber er kann nicht von der Stelle.

Jetzt aber erholt sich Eduard; er fängt wieder an zu athmen, er schlägt nach einigen Augenblicken die Augen wieder auf, sieht sich befremdend um, und scheint sich zu besinnen.

„Gottlob, du lebst! — du lebst wieder!“ ruft Otto, und drückt den Bruder an seine Brust! — Eduard erholt sich jetzt immer mehr, und kommt völlig wieder zu sich.

„Ach Eduard! sagt jetzt Otto, kannst du mir wieder gut seyn?“ — Ich bin dir immer gut! antwortete Eduard, du thatst es ja nicht gerne.“

Otto war einige Augenblicke sehr glücklich, Eduard lebte wieder, Eduard hatte ihn noch lieb. Aber nun dachte er an die Eltern, und aufs neue überfiel ihn eine entsetzliche Angst.

Die Kinder thaten alles, um das Blut zu stillen, das noch immer in großen Tropfen aus der Wunde herabfiel, aber es war vergebens.

Auch die Blutflecken aus Eduards Kleidern lassen sich nicht auswischen — nichts läßt sich verheimlichen.

Sie zaudern einige Minuten, und wieder einige, und dann noch einige; aber endlich müssen sie doch zu den

Eltern, und Otto weiß vor Angst nicht, was er sagen soll.

„Klage du dich nur nicht selbst an! — spricht Eduard, und laß mich nur sprechen!“

Die Kinder treten ein bey den Eltern, Eduard sehr matt, Otto zitternd an allen Gliedern.

„Was ist vorgegangen? rufen die erschrockenen Eltern; woher ist die Wunde?“

„Ich bin nicht Schuld daran! sagt Eduard, aber frage mich nicht, Vater, woher ich sie habe!“

Vater und Mutter wollen es dennoch gern wissen, aber Eduard bittet so dringend, daß sie nicht darauf bestehen möchten, bis sie es eingehen.

Jetzt sehen die Eltern Otto'n an — der Knabe ist einer Ohnmacht nahe. Der Schrecken, die Freude, und die Angst hatten ihn so sehr angegriffen!

Die Eltern kommen ihm zu Hülfe! „Mein Gott! was ist vorgegangen mit euch?“ spricht der Vater. „Sag du es uns, lieber Otto,“ setzt bittend die Mutter hinzu.

„Ach Mutter, antwortete Otto, dann wirst du mich nicht mehr lieben! — Ich habe Eduard geworfen!“

Otto erzählte die ganze Geschichte; die Eltern verzeihen ihm, und danken Gott, daß die Wunde nicht gefährlicher ist.

Beide Kinder waren einige Tage krank, und Otto noch mehr wie Eduard; aber von diesem Tage an hatten sich die Kinder fast noch lieber, als vorher, und Otto folgte sogleich, wenn Eduard warnte.

Löhr.

50.

Hunger ist die beste Würze.

In England giebt es viel Schönes und Gutes, aber die Schulen und Erziehungsanstalten daselbst sind bey weitem nicht so gut als die in Deutschland, wo die Kinder besser erzogen werden, als irgendwo anders in der Welt.

Daher pflegen auch viele vernünftige Eltern in England, die um das Wohl ihrer Söhne besorgt sind, dieselben an Deutsche Erziehungsanstalten zu schicken.

Herr Birmington in London hatte mehrere Söhne, von denen der älteste bereits im zwölften Jahre stand. Er hörte, daß man in Deutschland hie und da sehr gut die Kunst verstehe, Kinder zu erziehen, und beschloß, seinen Sohn, Henry, nach Rosenthal zu schicken, wo sich eine Erziehungsanstalt befand, die allgemein gelobt wurde.

Henry reiste von London ab, erreichte nach wenigen Tagen Hamburg, und fuhr von da mit Extrapost nach Rosenthal.

Hier fand Henry zwar viele junge Leute, mit denen er sich vergnügen, und mehrere geschickte Lehrer, von welchen er vieles lernen konnte. Aber so ganz zufrieden war er mit Rosenthal denn doch nicht.

Das kam daher. Henry war in London etwas zu sehr verzärtelt worden. Er schlief dort in weichen Federbetten, trank oft starke Getränke, und aß die leckerhaftesten Speisen.

Das alles mußte er in Rosenthal entbehren; denn dort war man der Meinung, daß der Mensch nicht deshalb

auf Erden sey, um gut zu schlafen, zu essen und zu trinken. Die Rosenthaler Zöglinge schliefen auf Matratzen, tranken Wasser und aßen gesunde, aber ganz einfache Speisen. Bey dieser Lebensart blieben sie gesund und munter, bekamen einen starken Körper, und klagten fast nie über Uebelkeiten.

Dies alles wollte dem guten Henry Anfangs nicht in den Sinn. Er ließ viele Speisen stehen, weil sie zu einfach waren, besonders wollte er durchaus kein schwarzes Brot essen, weil er in England, nach der dasigen Sitte, nur lauter weißes Weitzenbrot gegessen hatte.

Der Pflegevater des verwöhnten Henry dachte auf ein Mittel, den Sinn des jungen Engländers zu ändern. Ein Paar Stunden vor Tische sagte er zu ihm: Höre, Henry, willst du mit mir einen Satziergang machen?

Henry war dazu gleich bereit, und der Spatziergang wurde angetreten.

Der Pflegevater führte Henry in einen großen Wald, wo es diesem sehr wohl gefiel. Nach einer Stunde kamen sie in ein Thal, das voll Felsen war. Hier kletterten sie auf einem steilen Wege hinan. Als sie oben waren, labten sie sich an der weiten Aussicht, die vor ihnen lag.

Der Vater sah Henry an, und fragte ihn lächelnd: Nicht wahr, mein Sohn, du hast Hunger?

Sehr großen! antwortete Henry.

Nun, warte nur noch, sprach der Pflegevater, er soll schon gestillt werden! — Sie standen auf und gingen weiter.

Henry glaubte, daß sie bald in ein Wirthshaus kommen, und dort ein gutes Mittagsmahl zu sich nehmen würden. Aber es verging eine Stunde, und es kam kein Wirthshaus.

Nun, wie stehts, lieber Henry? fragte der Vater.

Gut, antwortete Henry! aber ich habe schrecklichen Hunger.

Nur Geduld! versetzte der Pflegevater und schritt weiter.

Nach einer halben Stunde blieb Henry stehen, und sagte: Lieber Vater, nun kann ich nicht weiter! Ich kann es vor Hunger nicht länger aushalten.

Armer Henry! sprach der Pflegevater, es thut mir leid, daß ich dir nicht helfen kann. In dieser Gegend finden wir kein Wirthshaus. Ich selbst werde nicht verhungern, denn ich habe ein Stück schwarzes Brot mit;

ich gäbe dir gern die Hälfte davon, aber du issest nur Weitzenbrot.

O gieb mir nur ein Stück davon, lieber Vater, sagte Henry, und der Vater gab ihm ein tüchtiges Stück. O wie das schmeckte! Es währte nicht lange: so hatte es Henry aufgezehrt.

Hat es geschmeckt? fragte der Vater.

Trefflich! rief Henry. Von dieser Zeit an aß er das schwarze Brot gern und gewöhnte sich an einfachere Speisen.

Gz.

51.

Der Tiger.

Der Tiger ist eines der fürchterlichsten und blutigsten Raubthiere. Sein Vaterland ist Asien, wo er in heißen

Wäldern hauset. Er ist größer als der Löwe, gelblich braun, am Bauche weiß und sehr schön und regelmäßig gefleckt. Kein Thier kann ihm Furcht einjagen. Unerschrocken nimmt er es mit dem Büffel, dem Elephanten, selbst mit dem Löwen auf. Auch dem Menschen ist er sehr gefährlich. Es fehlt nicht an Beyspielen, daß dieses blutgierige Thier auf Fahrzeuge losgegangen und sich Menschen heraus geholt hat. An dem Fleische der getödteten Thiere ist ihm wenig, mehr an dem Blute derselben gelegen, das er aussaugt. Vor dem Feuer hat er noch einige Furcht. Man fängt ihn in Gruben, oder schießt ihn. Ein Tigerfell wird oft für 40 bis 50 Thaler verkauft; den Indianern schmeckt auch das Fleisch gut.

Mit dem Tiger darf nicht der Panther verwechselt werden. Der ist kleiner und hat nicht Streifen, sondern runde schwarze Ringe. Sein Vaterland ist Afrika und Asien. Er ist auch sehr wild und grimmig, aber doch etwas furchtsamer als der Tiger.

52.

Vaillants Pantherjagd.

Als ein gewisser Vaillant in dem Innern von Afrika herumreisete und sich einmal auf der Jagd befand, verfolgte er eine junge Gazelle. Einer seiner Hunde blieb bey einem Gebüsche stehen, und bellte unaufhörlich. Vaillant glaubte, die Gazelle befände sich in diesem Gesträuche, und ging hin. Man stelle sich sein Entsetzen vor, als er mitten in dem Gebüsche auf einmal einen großen und wüthenden Panther vor sich sah. Grimmig waren seine Geberden, seine auf Vaillant gerichteten Augen glühten, der Rachen war halb geöffnet, dumpf das Geheul, das er jetzt erhob. Vaillant hielt sich jetzt für verloren. Der Hund rettete ihn. Muthig sprang er gegen den Panther, und setzte ihn in Verlegenheit. Vail-

lant benutzte dies, und zog sich zurück. Bald folgte ihm auch sein treuer Hund, und beyde sahen sich bald im Freyen.

Zu einer andern Zeit wurde Vaillant von einem Einwohner Afrikas gebeten, er möchte ihn doch von einem Pantherthier befreyen, das ihm vielen Schaden thue. Vaillant war dazu bereit, und der folgende Tag wurde zu einer Pantherjagd bestimmt. Achtzehn Hunde und eben so viele wohlbewaffnete Menschen zogen gegen das Thier, das in der letzten Nacht abermals einen Hammel gestohlen hatte.

Der Zug ging durch eine offene Gegend. Nur hie und da stand ein einzelner Busch. Nach einer Stunde fand man den letztgeraubten Hammel, nur zur Hälfte verzehrt. Die Hunde, die bis jetzt zerstreut herumgelaufen waren, drängten sich jetzt an einander, rannten nach einem dicken Gebüsche, und fingen an stark zu heulen.

Vaillant sprang vom Pferde, gab es einem Hottentotten zu halten, und bestieg eine kleine Anhöhe, die ungefähr funfzig Schritte vom Gebüsche entfernt war. Hier sah er sich nach seinen Gefährten um. Die Feigen hatten sich, bis auf einem einzigen, entfernt und zerstreut.

Vaillant, dem man gesagt hatte, daß der Panther durch den Zuruf: sa! sa! in Wuth gebracht werde, rief unaufhörlich sa! Aber es wollte kein Panther zum Vorschein kommen. Die größten Hunde wagten es nicht, in das Gebüsch zu dringen, obgleich Vaillant sie dazu anfeuerte. Endlich sprang eine Hündin ein wenig hinein. Jetzt erhob der Panther ein schreckliches Geheul. Die Hunde sprangen einige Schritte zurück. Vaillant schoß ein paarmal in den Busch. Nun erst trat der Panther hervor. Als ihn Vaillants Gefährten erblickten, suchten sie ihr Heil in den Beinen, und liefen eiligst davon. Nur ein Hottentotte blib bey ihm.

Der Panther begab sich nach einem andern Busche. Es wurden ihm mehrere Schüsse nachgeschickt. Die Spur zeigte Blut, und man war überzeugt, daß er getroffen worden sey.

Jetzt näherten sich einige von Vaillants Gefährten. Sie schossen wohl vierzig mal aufs Geradewohl in den Busch; doch vergebens! Jetzt wurde Vaillant ungeduldig. Er bestieg das Pferd, und ritt nach der entgegengesetzten Seite des Busches. Hier erblickte er den Panther, der mit den Vordertatzen immer die Hündin ab-

wehrte, die ihm beständig zu Leibe wollte. Er legte seinen Karabiner an, zielte bedächtig, und in dem Augenblick, daß er abgedrückt hatte, ergriff er eine Doppelflinte, die an dem Sattelknopfe hing. - Aber das Thier war verschwunden. Vaillant forderte seine Gefährten auf, in geschlossener Reihe auf den Panther loszugehen. Die feigen Memmen schwiegen. Bloß einer antwortete: Nein! Vaillant wurde auf die Feigherzigen unwillig, und feuerte seinen Hottentotten an, sich in den Busch zu wagen, und nachzusehen, in welchem Zustande sich das Thier befände. Dies that der Hottentotte. Gleich beym Eintritt in den Busch rief er, der Panther liege ausgestreckt da, er glaubte, derselbe sey ganz todt. Er schoß noch einmal auf ihn. Voll Freude sprang Vaillant hinzu. Das Thier wurde hinaus auf das Freye gezogen; vom Ende des Schwanzes bis zur Schnautze maß es sieben Fuß und zwey Zoll. Vaillant zeichnete es ab; dann zog man das Fell ab, welches sich der Hottentotte umhängte. Im Triumphe zog man zurück.

53.

Ein ungeheurer Fisch.

Ein Tischlermeister, Namens Hauser, kam auf den Gedanken, seine Vaterstadt, Hamburg, zu verlassen, und nach dem heißen Welttheile Afrika zu reisen. Er bestieg ein Schiff, und fuhr ab.

In den ersten Tagen ging es dem Meister Hauser auf der See nach Wunsch und Willen. Das Wetter war schön, die Reisegesellschaft lustig, und das Essen reichlich und gut.

Aber das schöne Leben veränderte sich bald. Je tiefer man ins Weltmeer hinein kam, desto langweiliger wurde die Reise. Auch wurde jetzt nicht mehr so gut geschmauset als Anfangs.

Hauser sah nichts um sich als Luft und Wasser. Wenn er daran dachte, daß er auf einer so langen Reise in den

tiefen Wellen leicht umkommen könne, so wäre er lieber in Holland gewesen.

Schon war man zwey Wochen auf dem Meere, als man eines Tages einen großen Schrecken hatte. Es wälzte sich nehmlich nicht weit vom Schiffe ein ungeheurer Fisch. Traf er das Schiff, so konnte er es leicht beschädigen. Dies setzte die Reisenden in große Angst.

Ein Wallfisch! rief Hauser.

Bewahre! kein Wallfisch! rief der Schiffer. Das ist vielmehr ein Hay, einer der größten, raubgierigsten Fische, der einen so gewaltigen Schlund hat, daß ein Mensch durch kann.

Der Schiffer ließ eine Kanone aufstellen, und sie auf den Hay abfeuern. Er wurde getroffen. Todt zog man das ungeheure Thier ans Schiff. Es war 16 Fuß lang und sehr dick. Die Leute auf dem Schiffe zogen ihm die Haut ab, aus der man ein Leder bereitet, das Chagrin heißt. Dann hieb man den Hay in Stücken, und fand in seinem Bauche ein kleines Pferd, das er verschlungen hatte. Aus der Leber kochte man ein Fett, das man Thran nennt.

Hauser hatte seine große Freude über den Fang dieses furchtbaren Thieres, und es gereuete ihn nun wieder nicht, diese gefährliche Reise unternommen zu haben.

Der Schiffer ließ unter die Leute Branntwein und Toback vertheilen, und bald jubelte alles auf dem Schiffe. Hauser pfiff, und sang und rief: Es ist doch schön zur See zu reisen!

Gtz.

54.

Meister Hauser in Todesgefahr.

Drey Tage war man gefahren, und das feste Land von Afrika war nicht mehr weit. Da erhob sich plötzlich ein Sturm, der immer heftiger wurde. Die ausgespannten Segel mußten schnell herabgerissen werden. Es dauerte

nicht lange, so brach ein Theil des Mittelmastes entzwey. Darüber gerieth die Schiffsgesellschaft in Schrecken.

Der Sturm tobte immer stärker und stärker, die Wellen stiegen thurmhoch, und wälzten sich beynahe über das Schiff weg; dieses fiel zuweilen auf die Seite, und es schien, als werde es von den Wellen verschlungen werden. Durch das ganze Schiff war ein Angstgeschrey verbreitet.

Das Unglück sollte noch größer werden. Das Schiff bekam einen Leck, oder ein Loch, durch welches das Wasser hineinlief. Jetzt erhob sich im Schiffe ein schreckliches Jammergeschrey. Wir sind verloren! riefen alle durch einander.

Nur der Capitain des Schiffes stand ruhig da, und ließ keine Angst blicken. Was hilft euer Geschrey? rief er; auf, legt die Hände ans Werk! schöpft das Wasser aus! verstopft den Leck! dies wird uns vom Tode retten.

Das ruhige, unerschrockene Betragen des Capitains gab den Schiffsleuten wieder Muth. Sie hörten auf zu jammern, schöpften das eindringende Wasser aus, und verstopften, so gut es anging, den Leck.

Jetzt wurde der Wind etwas schwächer; und die Seefahrer fingen an, ruhiger zu werden. Aber das währte nicht lange. Der Sturm erhob sich von neuem; er war jetzt noch stärker, als das erste mal, und den Reisenden drohte neue Gefahr.

Der Capitain befürchtete, daß der Sturm das Schiff an die Küste werfen, und so zerschmettern werde, dessen ungeachtet blieb er unerschrocken, und verlor den Muth keinen Augenblick.

Auf einmal erhob sich ein entsetzlicher Windstoß; das Schiff bekam eine solche Erschütterung, daß Viele in demselben umfielen. Meister Hauser befand sich unglücklicher Weise am Rande des Schiffes, und stürzte ins Meer. In diesem Augenblick ward das Schiff weit abwärts getrieben, und man war nicht im Stande, dem unglücklichen Hauser zu Hülfe zu kommen. Angstvoll rang der Arme mit den Wellen. Zum Glück konnte er schwimmen. Die Wellen warfen ihn nach dem Ufer zu, und so entkam er glücklich dem Tode.

Gz.

55.

Meister Hauser unter den Wilden.

Ermattet kam Meister Hauser ans Ufer; kaum konnte er ein Glied bewegen; aber die Furcht, von den Wellen noch einmal ins Meer forgerissen zu werden, zwang ihn, alle Kräfte zusammen zu nehmen, und von dem Ufer etwas wegzukriechen.

Auf allen Vieren kroch er weiter. Er erreichte einen Baum. Diesen umklammerte er, und schlief ein. Fürchterliche Träume ängstigten ihn.

Am andern Morgen schlief er noch fest, als er auf einmal einen tüchtigen Schlag bekam. Er erwachte, und sah, zu seinem großen Schrecken, sich von schwarzen Männern umringt, die ein wildes Ansehn hatten, und ein schreckliches Freudengeschrey erhoben, als Meister Hauser sich aufrichtete.

Einer von den Wilden wollte ihm mit einem dicken Knotenprügel eins auf den Kopf versetzen; aber ein anderer hielt ihn davon zurück. Man ergriff nun Hausern und schleppte ihn mit sich fort. Wenn er nicht schnell mit ihnen fortlief, bekam er tüchtige Stockhiebe.

O wie war es jetzt Hausern ums Herz! Er sah sich in dem größten Elend! Ich werde, seufzte er, in diesen Einödden elendiglich ums Leben kommen! O was habe ich gethan, daß ich Europa verließ! Ich Thor! ach, wäre ich doch geblieben, wo ich war! —

Zwey Tage lang war Hauser schon mit den schwarzen Wilden fortgelaufen. Jetzt erreichte man einen Platz, wo eine ganze Horde von Wilden hauste. Hier machte man Halt.

Hauser bekam viele Schläge, und wenig zu essen. Der Anführer von den Wilden nahm ihn zu sich in seine elende Hütte. Hier mußte er die beschwerlichsten Arbeiten verrichten. Zum Glück für ihn hatte sein schwarzer Herr eine Tochter, die Jutta hieß, und ein mitleidiges Herz hatte.

Jutta sah das Elend des Weißen, und nahm Theil daran. Sie gab ihm heimlich manchen guten Bissen,

und bat ihrem Vater, ihn gelinder zu behandeln. Jutta war der einzige Trost des unglücklichen Hauser in seinem großen Elende.

Einen Monat befand sich Hauser nun in der Hütte des Anführers. Um der guten Jutta für ihre Wohlthaten dankbar zu seyn, flocht Hauser für sie ein niedliches Körbchen, denn er hatte in seiner Jugend das Korbflechten gelernt.

Während er an dem Körbchen arbeitete, versammelte sich eine Menge von Wilden bey der Hütte ihres Anführers, und verurtheilte den unglücklichen Weißen zum Tode. Man wollte mit Pfeilen nach ihm schießen, und ihn dann an einem Baume aufhängen.

Jutta hörte dies, und war in größter Angst. Da trat Hauser zu ihr, und brachte ihr das Körbchen. Sie nahm es ihm mit Hastigkeit ab, und sprang damit vor die Hütte zu ihrem Vater, der von mehr als dreyßig Wilden umgeben war.

Vater! rief Jutta, gieb es nicht zu, daß der Weiße getödtet werde. Sieh nur, hier hat er mir ein Körbchen gegeben; wie schön sieht es aus! Laßt ihn am Leben; dann kann er auch euch so schöne Sachen machen.

Die

Die Wilden bewunderten das Körbchen. Holla! riefen sie; der Weiße soll leben, damit er auch uns so schöne Sachen macht.

Jutta sprang freudig in die Hütte, und gab dem Weißen durch Gebehrden zu verstehen, daß er nichts zu fürchten habe.

So rettete einen Unglücklichen ein gutes Mädchen und ein Körbchen von einem martervollen Tode.

Gß.

56.

Die Elephantenjagd.

Meister Hauser mußte nun sehr viele Körbchen machen. Die Schwarzen, besonders ihre Weiber und Töchter, wollten deren immer mehr haben. Sie bekamen von dem

Weißen, der so künstliche Sachen machen konnte, eine große Meinung.

Nicht weit von dem Aufenthaltsorte des Korbmachers Hauser lagen große, einsame Wälder, in welchen ganze Schaaren von Elephanten herumschwärmten.

Die Wilden beschlossen eines Tages, auf die Elephantenjagd zu gehen, und Meister Hauser mit zu nehmen. Als man in dem Walde ankam, machte man ein Baumgehege. Dann vertheilte man sich. Bald darauf erblickte einer von ihnen einen großen Elephanten. Er gab den übrigen ein Zeichen. Sie kamen herbey gelaufen, und trieben das gewaltige, aber dabey sehr sanfte und gutmüthige Thier in jenes Gehege.

Als der Elephant im Gehege war, vertammelten sie dieses, und er konnte auf diese Weise nicht mehr heraus. Jetzt fing er an zornig zu werden. Die Schwarzen wollten ihm ein Seil um seinen ganz kurzen Hals werfen, aber er tobte so entsetzlich herum, daß sie ihn schlechterdings nicht fangen konnten.

Wir wollen ihn tödten! riefen nun einige, und nun schossen alle mit Pfeilen auf ihn, so lange, bis der Elephant zu Boden sank.

Jetzt erhob sich ein Freudengeschrey. Alle liefen zu dem ungeheuren Thiere und jubelten, daß es ihnen gelungen war, selbiges zu erlegen. Hauser, der noch nie einen Elephanten gesehen hatte, stand von Erstaunen da, und sah das große Thier an. Er fing an es zu messen, und fand, daß es 14 Fuß hoch und 16 Fuß lang war. Der Kopf war nicht sehr groß, und an demselben hing ein langer Rüssel, an welchem ein Haken befindlich war. Dieses Hakens bedienen sich die Elephanten, wie wir uns unsrer Finger bedienen. Den Mund des Elephanten fand Hauser ziemlich klein, so auch die Augen, die noch dazu sehr matt sind.

Der Schwanz reichte nicht bis an den Boden, war fast ganz nackt; bloß am untern Ende befand sich ein Busch von Borsten, die wie ein Rabenkiel dick waren.

Am meisten zogen die zwey langen Zähne des Elephanten die Aufmerksamkeit des Europäers auf sich. Sie befanden sich in der obern Kinnlade, und jeder von ihnen war neun Fuß lang, und unten beynahe vier Spannen dick. Sie mochten ungefähr 150 Pfund schwer gewesen seyn.

Diese Zähne geben das Elfenbein, aus welchem man Kämme, Dosen, Stockknöpfe und verschiedene andere

Sachen macht. Die Schwarzen verhandeln sie an die Europäer.

Die Haut des getödteten Elephanten war dick, hart und runzlicht, sah mäusefahl aus, und als wäre sie aufgesprungen. Die Schwarzen zogen sie ab, und hieben nun das Fleisch in Stücken. Es war eine ungeheure Masse. Sechs Ochsen hätten kaum so viel Fleisch gegeben als dieser einzige Elephant.

Die Wilden machten sogleich ein Feuer an, und brateten große Stücke davon. Hauser ließ es sich auch wohl schmecken, und vergaß an diesem frohen Tage seine Lage und sein Vaterland.

Als man wacker geschmauset hatte, legten die Schwarzen die übrigen Fleischstücke vom Elephanten auf Stangen und trugen sie nach ihren Hütten. Ihre Weiber und Kinder kamen ihnen entgegen gelaufen, und freuten sich lärmend über die Beute, die sie mitbrachten.

Gß.

57.

Eine Leopardenjagd.

In den dicken Wäldern, in welchen die Schwarzen den Elephanten geschossen hatten, hielten sich auch Leoparden auf, die so groß sind als ein tüchtiger Fleischerhund. Sie kamen zuweilen bis an die Wohnungen der Wilden geschlichen, und kaperten ihnen mehrere Hausthiere weg.

Eines Morgens zog eine Menge Schwarzen, wohl bewaffnet aus, um einen, oder, wenn möglich, mehrere Leoparden zu erlegen. Schon waren sie etliche Stunden im Walde herumgeschlichen, ohne einen zu sehen. Aber jetzt hörten sie auf einmal in der Nähe das klägliche Geschrey eines Affen. Sogleich liefen alle nach dem Orte hin, woher das Geschrey kam.

Ha! seht! seht! seht! rief ein Schwarzer, und zeigte mit der Hand nach einem Baume. Jetzt erblickten alle einen

Leoparden. Er saß auf einem Baume, und zerriß einen Affen, der vor ihm auf den Baum geflohen, dort aber von dem blutgierigen Räuber erhascht worden war.

Sogleich liefen alle Schwarzen nach diesem Baume zu; einige warfen mit ihren Wurfspießen nach dem Leoparden, andere schossen ihre Pfeile auf ihn ab. Er wurde mehrmals getroffen, fiel aber nicht herunter. Noch war er nicht tödtlich verwundet. Ergrimmt kletterte er mit der größten Schnelligkeit vom Baume herunter, und stürzte unter die Wilden, seine Blicke waren fürchterlich. Sicher hätte er diesen und jenen zerrissen, wenn nicht jetzt ein Pfeil in seine Brust, ein anderer in seinen Kopf geflogen wäre. Er taumelte zu Boden.

Die Wilden jauchzten, gaben ihm noch einige derbe Schläge auf den Kopf, und schleppten ihn nach ihren Hütten. Meister Hauser betrachtete ihn lange. Er fand ihn vier Fuß lang, und sein Kopf war hübsch rund. Seine Farbe war bräunlichgelb, und die Haut hatte viele schwarze Flecken. Die Haare waren kurz.

Die Wilden ließen sich sein Fleisch wohl schmecken. Es ist weiß wie Kalbfleisch, und soll keinen übeln Geschmack haben. Das Fell wurde aufgehoben.

In Europa gebraucht man die Felle der Leoparden zu Pferdedecken, und bezahlt sie sehr theuer. Ein Paar davon kostet gewöhnlich 50 Thaler, zuweilen aber auch 200 Thaler, wenn die Felle sehr schön sind.

Gß.

58.

Eine Hyänenjagd.

Mit großem Schrecken kam eines Tages ein Schwarzer aus dem Walde nach seiner Hütte zurück. Er hatte in einem Gebüsche zwey Hyänen gesehen. Alle Schwarzen geriethen bey dieser Nachricht in Angst. Jetzt können wir nicht mehr sicher in die Wälder gehen! riefen sie. Daß doch wieder einmal solche Bestien uns heimsuchen müssen! Schon seit mehrern Jahren hat sich in dieser Gegend keiner sehen lassen.

Die Schwarzen hatten nicht unrecht, sich vor diesem Thiere zu fürchten. Die Hyäne ist zwar nicht groß, sie ist nicht größer als ein großer Hund, aber ein äußerst grausames, wüthiges Thier, das nicht leicht zu bändigen ist. Sie hat ungemeine Stärke und den größten Muth. Ein Löwe selbst kann sie kaum bezwingen. Sie fällt alles an, was ihr vorkommt, und was sie einmal gepackt hat, läßt sie nicht wieder los, auch wenn sie die derbsten Schläge bekommt. Sie hält sich gern unter der Erde und in Felsenklüften auf, und gräbt häufig Leichname auf.

Die Schwarzen berathschlagten, was zu thun sey. Alle stimmten darin überein, daß man auf diese Bestien Jagd machen müsse. Zu ihrer Freude kam gerade einer von ihnen von der Küste des Meeres zurück, und brachte eine Flinte, eine Pistole und Pulver mit Kugeln mit. Er hatte dies alles für ein Paar Elephantenzähne erhalten.

Die Schwarzen wußten zwar mit dem Gewehr nicht recht umzugehen, aber sie hatten ja den Meister Hauser bey sich! den baten sie, er möchte doch die Flinte versuchen. Er ließ sich vierzig Schritte weit ein großes Blatt hinstellen, schoß darnach und traf es.

Nun bekam man mehr Muth, und zwey Tage darauf zog man in die Wälder, um die Hyänen aufzusuchen und zu vertilgen. Hauser zog natürlich mit.

Derjenige, der die Hyänen gesehen hatte, führte den Zug an. Als man in der Gegend ankam, wo er die schlimmen Thiere erblickt hatte, machte man Halt.

Man durchsuchte sorgfältig die Gebüsche. Lange fand man nichts. Aber auf einmal sprang aus einem Dickicht eine von den Hyänen hervor. Hauser wollte auf sie die Flinte loslassen, aber sie versagte, das ist, sie ging nicht los. Die Hyäne stürzte auf den nächsten Wilden los. Zum Glück hatte dieser einen Sack mitgenommen. Diesen Sack warf er ihr hin. Sie packte ihn, und nun schleppte sie der Schwarze so lange herum, bis Hauser ihr mit dem Schafte der Flinte eine so tüchtige Kopfnuß gab, daß sie betäubt niederfiel. So war die eine Hyäne glücklich besiegt.

Jetzt suchte man noch die zweyte. Nach einer Stunde kam auch diese aus einem dicken Gebüsche hervorgesprungen. Hauser drückte die Flinte auf sie ab. Sie ging jetzt los, und die Kugel zerschmetterte der Hyäne den Kopf.

Die Schwarzen wußten sich vor Freude über ihren Sieg nicht zu lassen. Sie umarmten den Weißen, und hießen ihn einen tapfern Mann, der wohl werth wäre, ein Schwarzer zu seyn.

Mit lautem Jubel schleppten die Wilden ihre Beute nach ihren Hütten. Hier wurden die Hyänen zur Schau ausgestellt. Sie sahen weißgrau und gelblich aus, hatten schwärzliche Flecken und Streifen, und ihr Kopf war schwarzbraun.

Dieser glückliche Tag wurde wie ein Fest gefeyert. Man sang, sprang und tanzte, und Meister Hauser ward von Jung und Alt mit Lobsprüchen überhäuft, und mußte auch ein Tänzchen mitmachen.

Gz.

59.

Der Abzug.

Nach einem Vierteljahre wurden die Schwarzen in einer Nacht zu ihrem großen Schrecken in einiger Entfernung mehrere große Feuer gewahr. Sie fürchteten, daß Feinde in der Nähe seyn möchten, und schickten daher ein Paar von ihnen hin, um nachzusehen, was die Feuer bedeuten sollten.

Nach zwey Stunden kamen diese zwey Abgesandte außer Athem und voll Angst zurück gelaufen.

Es sind Feinde von uns! riefen sie, und alle Schwarzen wurden bestürzt. Was sollten sie thun? Sie berathschlagten lange. Endlich beschlossen sie, ihren jetzigen Aufenthaltsort eiligst zu verlassen, und in eine andre Gegend zu ziehen.

Sogleich packten sie ihre geringen Habseligkeiten zusammen und zogen aus ihren Hütten. Meister Hauser mußte mit. — Nach zwey Tagen erreichten sie eine sehr anmuthige, fruchtbare Gegend an einem großen Walde. Das erste, wonach sie sich hier umsahen, war das Wasser. In Afrika giebt es sehr große Strecken Landes, wo es, wegen der großen Hitze und des sandigen Bodens, an Wasser fehlt.

Zu aller großen Freude fand man mehrere Quellen, und beschloß daher, hier zu bleiben.

Gz.

Ende des zweiten Theils.

Berichtigung.

Seite 160. Zeile 3. lese man: Hausthieren, statt Hausthüren.

Nachricht.

Zu Glatz Handbuch von Erzählungen, welches aus 3 Bändchen bestehen wird, sollen zur Bereicherung dieses Buchs und zu mehrerer Versinnlichung, und bleibendern Andenken von Hauptscenen aus diesen Erzählungen Kupfer kommen. Da es wider meine Grundsätze ist, schnell und also ganz mittelmässige Bilder zu liefern; so ersuche ich Sie, verehrungswürdige Eltern, und besonders Mütter, Ihre lieben Kleinen in der Geduld und Hoffnung auf dieses Kupferbüchlein bis nach Michaeli zu erhalten.

Friedrich August Leo.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob, 1776-1831

Handbuch von Erzählungen für das Kindesalter vom vierten bis zum siebenten Jahre Zum Gebrauch für Mütter und Kinderfreundinnen ; Eine Auswahl kleiner Geschichten für kleine Kinder aus den Schriften mehrerer Jugendfreunde
Bd.: 2

Leipzig 1806

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.257#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301438-2